



Ungarische Volksbräuche.

Die ungeschriebenen Gesetze des Volkslebens sind die Gebräuche und Umgangsformen, welche sich von Geschlecht zu Geschlecht forterben. Liebe und Klage, Erregungen und Vergnügungen, Spiele und Feste, Haus, Bett und Tisch, Arbeit und Brod, Thränen und Schweiß, Wiege und SaSarg des ungarischen Volkes, alle die Zieraten, Blüten und Thautropfen seiner sprichwörtlich verschmolzenen Lust und Trauer will dieser Aufsatz versuchen zu einem Bilde des magyarischen Volkslebens zusammenzufassen, wie es sich auf den Ebenen der Donau und Theiß und im Bereiche der umliegenden Hügelwelt äußert. Wir beginnen mit dem Frühling, des Lebens Mai.

Hochzeit. — Wie überall auf der Welt, so geht es auch in der ungarischen Ebene: die jungen Herzen finden sich bei Zeiten und es

entwickelt sich zwischen den „Liebenden“ ein zartes, sittsames Verhältniß. Gelegenheit, eine Bekanntschaft zu machen und sie zu befestigen, bietet der Spielplatz, der grüne Acker, die Spinnstube, das Weinhüten, die Ernte, das „Kukuruzschleifen“; das ist eine Art öffentliches Geheimniß, die Eltern haben nichts dagegen. Die Treue ist bei einem solchen Verhältniß unverbrüchlich; ruhig kommt der Bursche seiner Militärpflicht nach und schreibt nie einen Brief an seine Eltern, ohne sein Mädchen „mit viel guter Gesundheit“ grüßen zu lassen, und ebenso getreu harret diese der Heimkehr des Liebsten.

Die Bursche aus der Tagelöhnerklasse haben wohl auch ein Herz, aber diesem schreibt das Leben strengere Gesetze vor und sie würden es für leichtsinnig halten, sich früh zu versprechen. Sie müssen sich erst allerlei Schnickschnack zusammensparen, einiges Kleingeld auf Heiratskosten, einen Lodenmantel für den Sonntag und einen für den Werktag; dann erst wagen sie es, ein Wörtlein mit einer Person ihres Schlags zu reden, und wenn dieses Wort einen guten Ort findet, stellt sich die Dirne neben den Burschen als sein Gespan und sie ernten zusammen. In den Erntelohn theilen sie sich zwar nach gewohntem Verhältniß, aber sie haben ihn doch gemeinsam verdient und es ist klar, daß das nur mit einer Hochzeit enden kann.

Ein Verhältniß, das in solcher Weise schon offenkundig geworden, wird bei Reich und Arm äußerst selten gelöst. Zu den selteneren Fällen gehört es auch, und meist ist dann Rache oder Elternstolz schuld daran, daß der Bursche sich sein Weibchen aus einer anderen Ortschaft bringt; er muß aber auch gehörig dafür büßen, auf diese oder jene Art, besonders wenn er sich ein berühmtes Mädchen geholt hat. Und auch das berühmte Mädchen mag sich ordentlich zusammenehmen, um in der neuen Heimat aller Kritik gewachsen zu sein, denn wenn ihr Gesicht oder Wuchs, ihre Haltung oder Mitgift nicht gefällt, kriegt sie leicht zu hören: „Um die war's auch schade, so viel Pferde einzuspinnen.“ Nicht minder selten kommt es vor, daß jüngere Geschwister, besonders Mädchen, vor den älteren heiraten. Das ist auf der ganzen Welt so eingerichtet, seit Erzwater Jakobs Zeit, und der Ungar hat dafür das Gleichniß: „Das weiche Brod wird nicht ange schnitten, ehe das harte alle ist.“

Das ungarische Volk nennt ein heiratsfähiges Mädchen im ganzen Lande „verkauflich“ (eladó) und den Bräutigam den „kaufenden Mann“ (völegény = vevő legény). Diese Ausdrücke erklären sich dadurch, daß man die Mädchen ursprünglich nicht umsonst bekam, wie es denn auch jetzt noch Gegenden gibt, zum Beispiel in Baranya und im Ormánjag, wo die Mädchen hoch im Preise stehen. Gewöhnlich bezahlt man 40 bis 60 Gulden; ist aber das Mädchen besonders wohlgerathen, gesund, kräftig und schlank von Wuchs, wie eine „gebundene Garbe“, und hat sie etwa noch schwarze Augen und schwarzes Haar, singt sie hübsch, arbeitet sie flink und stammt aus anständiger Familie, so steigt ihr Preis leicht bis 200 Gulden.

Vergebens thun die Käufer entrüstet, vergebens suchen sie den Preis der Waare zu drücken. „Schön, schön, nun ja, fürs Auge! Aber ihre Haltung ist nicht stattlich genug. Und das Gesichtchen ist gar so weiß; man sieht, Ihr habt sie so recht unter dem Glassturz gehalten. So ein verhätscheltes Dirnchen taugt nicht besonders zur Arbeit; und wir brauchen eher einen Fruchtbaum, als eine Topfblume“. In dem Augenblick erscheint das Mädchen vor den Fremden, die im Hausgang sitzen. Sie trägt einen Eimer Wasser auf dem Kopfe. Einen Augenblick hält sie inne, schlank wie eine Ceder, wünscht verschämt ihren „guten Abend“, langt dann mit beiden Armen zu den Henkeln des Eimers empor, hebt ihn in leichtem Schwunge herab und stellt ihn sachtete an seinen Platz. Und sie sagt dabei nicht einmal: „Das soll mir eine Topfblume nachmachen“. . . . An ihrer Statt aber läßt sich der Bräutigam vernehmen. Das heißt, er sagt kein Wort, wohl aber zupft er den Herrn Better kräftig am Mantelärmel, damit er doch schon einmal aufhöre, das Mädchel dort zu schmähen; und da merkt der Herr Beistand, daß es es nun wohl bei den 200 Gulden bleiben müsse. So sagt er sie denn richtig zu, die Sache ist in Ordnung, der Tag der Verlobung wird festgesetzt und erst auf dem Heimweg kriegt er es der Bräutigam vom Beistand zu hören: „Was war denn nun das wieder für eine Übereilung, sie hätten sie ja auch billiger hergegeben.“

Darum heißen die Mädchen im Ungarischen „verkäuflich“ und die Bräutigame die „Käufer“. Indes gehört der Kaufpreis nicht etwa den Eltern, sondern dem Mädchen und sie verfügt darüber nach Belieben, entweder zur Bervollständigung ihrer Ausstattung, oder in den meisten Fällen indem sie das Geld capitalisirt und, selbst wenn es in das Vermögen des Gatten eingeschmolzen wird, streng in Evidenz hält. .

Eine einzige Tochter freilich ist nicht „verkäuflich“, sondern für sie sucht man einen Bräutigam aus, den strammsten Burschen, schön, ehrlich, arbeitsam; er hat wohl auch schon vorlängst den Namen ihrer Familie angenommen und ist auf Grund dieses Namens Mitbesitzer der Landwirthschaft geworden. Freilich, wehe ihm, wenn er den hochgepannten Erwartungen nicht entspricht; die scharfe Zunge der Schwiegermutter macht den armen Ehemann gar bald zum „Wehemann“.

Übrigens wimmelt es um die Ehevermittlung her: von halbofficiellen Figuren und die jungen Eheandidaten gehen durch eine ganze Reihe von Händen, ehe sie vor den Geistlichen gelangen, welcher Moment aber auch seinerseits nur wieder der Mittelpunkt der Eheschließungsgebräuche ist, eines ganzen Systems von Feuer- und Wasserproben, bis das Pärchen endlich sagen kann: „Nun sind wir beisammen.“

Unter diesen unberufenen und halbofficiellen Figuren ist die wichtigste der „Satan zu Fuß“, wie man stellenweise die Heiratsvermittlerin nennt, während sie anderwärts andere drastische Titel führt. Sie ist eine Vertrauensperson, mitunter sogar ein

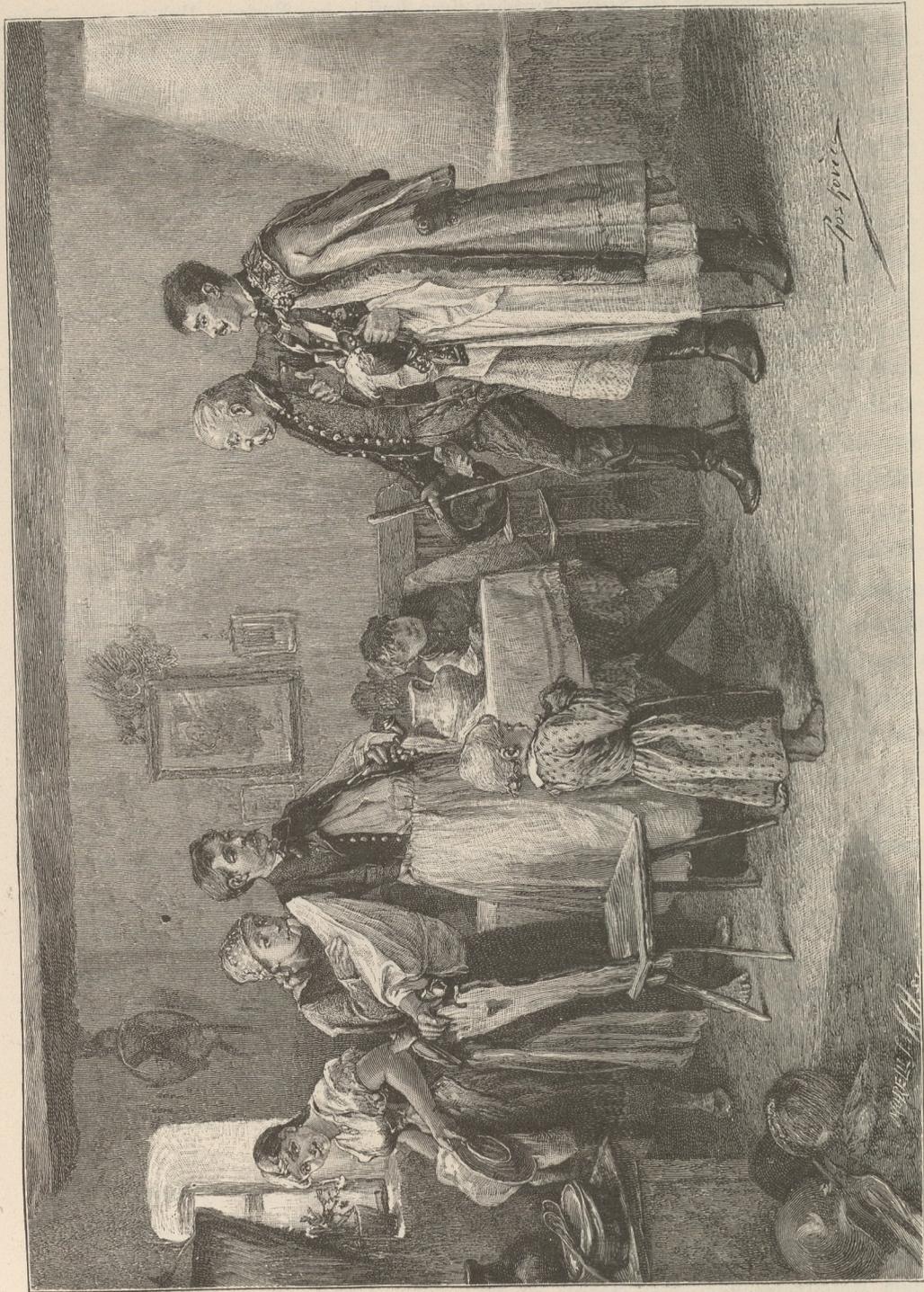
Vertrauensmann, und hat die Aufgabe, gegen ein zuweilen ausbedungenes Honorar beide Häuser unter der Hand auszukundschaften, ihre Wahrnehmungen hüben und drüben an den Mann zu bringen, unter gehöriger Anpreisung und Überredung, unter Botendiensten nach beiden Seiten, kurz unter allerlei Diplomatie, bis schließlich die Sache so weit reif ist, daß sie sagen kann: es ist alles in Ordnung.

Und doch, wie lange wird es noch währen, bis wirklich alles in Ordnung sein wird. Aus den Händen des „Satans zu Fuß“ geht der heiratslustige Bursche in die Obhut seines Beistandes über, der mit ihm oder ohne ihn einen Besuch im „Mädchenhause“ macht. Dort zupft die Hausfrau einige Stämmchen aus dem an der Thürangel hängenden Bündel von Minze und Lavendel, zerreibt sie zwischen ihren Händen unter der Nase der Ankömmlinge und hört zu, wie der Beistand in feierlicher Stellung — denn stehend wird ein Mädchen gefreit — den Zweck des Besuches erklärt. Dies ist die Werbung, auf die jedoch kein sofortiger Bescheid erwartet wird; es ist ja selbstverständlich, daß selbst, wenn die Werbung willkommen ist und die Leuten schon über gewisse Formalitäten hinaus sind, die Schicklichkeit einige Tage der Überlegung fordert. Die Länge der Frist, für welche der Bescheid vertagt wird, läßt bereits ahnen, in welchem Sinne derselbe erfolgen wird. Eine kurze Frist ist von günstiger Vorbedeutung, eine lange von ungünstiger.

Ist die Antwort zustimmend ausgefallen, so erscheint an einem bestimmten Tage der Bursche wieder in Gesellschaft seines Beistandes und zuweilen noch etlicher älterer Verwandten, um im „Mädchenhause“ eine gleiche Anzahl von Vertrauensmännern vorzufinden. Nun erfolgt das Versprechen, indem Werbung und Zusage feierlich wiederholt werden, worauf eine kurze Mahlzeit folgt und der Abend der Verlobung festgesetzt wird.

In der Zeit zwischen Versprechen und Verlobung stattet das Mädchenhaus im Burschenhause einen Gegenbesuch ab, der als „Herdschau“ (Hausfeuerschau) bezeichnet wird.

Endlich erfolgt die Verlobung, offiziell auch noch als „das Beisitzen“ bezeichnet. Bei dieser Gelegenheit nämlich sitzen Bursche und Mädchen zum ersten Mal öffentlich neben einander. Bei Tische allerdings nicht. Denn nach alter Sitte des magyarischen Landvolkes setzt sich die Frau (wenn sie nicht etwa Gast ist) nicht an den Tisch, und zwar keineswegs nur aus schuldiger Achtung gegen das männliche Geschlecht, sondern auch weil die Hausmutter, solange sie nicht ganz altersschwach geworden, unabhängig über Küche und Vorrathskammer schaltet und sich daher ohnehin nicht hinsetzen kann; daß aber eine Jüngere bei Tische sitze, während die Mutter aufwartend hin und wieder hastet, wäre die größte Unschicklichkeit. Dieses „Beisitzen“ hat also einen ganz anderen Zweck. Das junge Paar erhält dadurch Gelegenheit, im „Kleinhaus“ oder draußen auf dem Hausgang ohne Zeugen zu verkehren. Die Heiratsvermittlerin schiebt das Mädchen unter irgend einem Vorwand hinaus: „Geh', mein Kind, im Kleinhaus ist der Mohn ausgelaufen, fege ihn wieder



Brantwerbung.

zusammen.“ Dann gibt sie dem Burschen einen Puff in den Rücken: „Und du, mein Sohn, geh' und hilf ihr.“ Der Bursche geht hinaus und überreicht dem Mädchen das Verlobungsgeld (eine Anzahl Silberthaler und zuweilen auch ein Schmuckgegenstand), nebst einem oder mehreren seidnen Halstüchern; das Mädchen erwidert dies mit einem gestickten Hemde, als Ergänzung jener künstlich ausgenähten Taschentücher, die sich der Bursche schon vorher angeeignet hat. Das ist das Verlobungshemd, das der Bräutigam bei der Trauung tragen wird. Bei den Tazygiern gibt das Mädchen dem Burschen auch noch ein großes Seidentuch, welches ihm später als Hochzeitsfahne dienen und unter dem er am Tage vor der Trauung mit seinen Freunden paarweise zum Mädchenhause reiten wird, um die Aussteuer der Braut zu holen. Dann gibt sie ihm noch einen Strauß von künstlichen Blumen, den sich der Bräutigam sogleich an den Hut steckt und bis nach erfolgter Trauung dort stecken läßt.

Nach dem „Beistgen“ kommen die beiden Sinder wieder zum Vorschein. „Kommt doch endlich herein; das bißchen Mohn müßt ihr ja längst zusammengefegt haben.“ Der Bursch läßt sich an den Tisch herannöthigen, wo schon seit einiger Zeit in aller Gemüthlichkeit über innere und äußere Obriigkeiten, wie nicht minder über die Regierung losgezogen wird, das Mädchen aber betheilt die Beistände mit bunten Tüchern aus Leinen oder Seide. Und damit ist nun die schöne Zeit des Burschen- und Mädchenlebens abgeschlossen; keines von beiden läßt sich mehr an einem öffentlichen Orte blicken. Das Mädchen wird „zum Welken“ abgeschlossen, worunter man die Arbeiten begreift, welche die Vervollständigung der Aussteuer etwa noch erfordert.

Und doch ist eigentlich der Hochzeitsvater derjenige, der „zum Welken“ verurtheilt ist. Nicht wegen der Hochzeitskosten, auf die er sich ja seit einem Jahre vorbereitet, besonders auch durch fleißiges Mästen von Vieh und Geflügel und Aufbewahren des Besten, was Feld und Weingarten geliefert. Weit größere Sorge bereiten ihm die Zigeuner. Denn wohl gibt es in den Städten fünf oder sechs tüchtige Musikbanden, denen es auch nicht an Erwerb fehlt, auf dem Dorfe aber — und gerade da kommen die Trauungen gleich gruppenweise vor — gibt es entweder welche, oder es gibt keine. Oft muß die „Bande“ von weither insgeheim mittelst eines ansehnlichen Handgeldes verschrieben werden und selbst dann steht immer ein wenig zu fürchten, daß dieselbe schließlich mit „Brachialgewalt“ zu Hause festgehalten wird, dazu „halte sich ja das Dorf eine Bande“ und die „Heimat“ gehe dem „Auslande“ vor.

Für das Hochzeithalten gibt es drei Saisons. Die erste ist der „Lämmerfasching“, im Herbst, wenn der Wein ausgegohren ist, Überfluß an Brod herrscht und Vieh und Geflügel gut im Fett stehen. Die zweite ist der „große Fasching“, vom Dreikönigstag bis zum Faschingdienstag. Die dritte ist der „grüne Fasching“, von Ostern bis Christi

Himmelfahrt. Man sieht, es fehlt nicht an Faschingen, manan braucht sie aber auch, denn es fehlt auch an Hochzeiten nicht. Ein Ungar wird bei gesundem Leibe nicht leicht zum alten Junggesellen und auch die Mädchen im Lande sterbeden nicht im Jungfernkranz.

Bei den Hochzeiten im Herbst gibt es mehr Lärm und Getümmel, sie sind die interessantesten, schon weil um diese Zeit die Massentrauungen stattfinden. Gar nicht selten werden 15 bis 20 Paare zugleich getraut und in solchen Fällen kann man wohl sagen, daß das ganze Dorf eine Woche lang nichts thut, als Hochzeit halten. Die Hochzeit findet nämlich nur dem Namen nach an einem Tage statt, in Wirklichkeit dauert sie die Woche durch. Am Montag versammeln sich die näheren Verwandten, Holz klein zu machen, Tische und Bänke zusammenzutragen; Dienstag werden das junge Kind (bei Bemittelten auch zwei), die Schafe, das Geflügel geschlachtet, gesengt, gerumpft; Mittwoch ist der eigentliche Hochzeitstag, der sich bis in den Donnerstag hinein erstreckt; der Freitag findet die Gevattern noch so recht beisammen; Samstag kommen die näheren Verwandten herbei und helfen diese umgekehrte Welt wieder auf die Füße zu stellen; Sonntag endlich findet das Hochzeitsmahl statt.

Kein Wunder, daß sowohl aus sittlichen, als auch aus materiellen Gründen die bürgerlichen und kirchlichen Behörden schon seit jeher bestrebt waren, diese kostspieligen Festlichkeiten zu beschränken. So ist vom Anfange des vorigen Jahrhunderts eine stets auf dem Papiere stehende Verfügung vorhanden, laut der im ganzen weiten Umkreise des Kecskeméter Alföld „das eine Mittag- und Abendessen am Hochzeitsmittwoch sowohl für den Wirth, als auch für die Gäste und die tapferen 't' Gesellschaften genügend sein“ und unter Anderem „verboten sein solle, Bursche zu Pferde, mit Flinten und Narretheien beizuziehen“.

Das kirchliche Aufgebot erfolgt binnen zwei Wochen. Am Sonntag des mittleren Aufgebots geht im Mátyusföld die Braut bekränzt, der Bräutigam den Blumenstrauch am Hut, zur Kirche hinan. In den Städten der mittleren Theil findet am Abend dieses Tages auch das „Küssen“ statt. „Der Bursche geht zum Küssen“, das heißt: er bringt seiner Braut ein Tüchlein voll winziger Äpfel, die sie in jenem denkwürdigen „Kleinhaus“, in dem nämlich, wo sie miteinander den ausgelassenen Mohn zusammengesetzt, gemeinschaftlich verzehren, und zwar so, daß erst der Bursche ein Stück abbeißt, dann das Mädchen, und jeder Bissen mit einem Ruß gewürzt wird. Bei dieser Gelegenheit wird auch der Hochzeitstag endgiltig festgestellt.

Mittlerweile tritt, drei bis vier Tage vor der Trauung, eine neue officielle Persönlichkeit der Heiratsgeschichte auf den Schauplatz, nämlich der Hochzeitsbitter.

Der Hochzeitsbitter wird auf dem Dorfe unter dem Kameraden des Bräutigams ausgewählt, in manchen Ortschaften jedoch bekleidet man sowohl mit diesem Amte, als auch

mit dem des Beistandes, einen eigenen verheirateten Mann, der im Labyrinth der Ceremonien gut Bescheid weiß, eine Menge gereimter Sprüche, Scherze, lustiger Streiche und dergleichen zur Verfügung hat und überhaupt ein Mensch von lebhaftem Geiste und gefälligen Manieren ist. Ehe der Hochzeitsbitter an seine Einladungen geht, erscheint er im Brauthause mit einem langen geraden Stab in der Hand, den die Braut mit einem rothen Apfel und einem Rosmarinstengel schmückt, worauf sie an den Griff desselben noch ein buntes Leinen- oder Seidentüchlein bindet. So ausgestattet macht nun der Hochzeitsbitter die Runde bei den einzuladenden Familien, wo er in folgenden Ausdrücken seines Amtes waltet:

„Gebe Gott einen glücklichen guten Tag Euch Allen insgesammt! Ich bitte um Entschuldigung von wegen meines dreisten Eintretens. Durch mich lassen Euch Herr und Frau N. N. grüßen und entbieten, daß es Euch nicht beschweren möge, bei der Hochzeit ihres Sohnes N. N. mit der ehrsamem Jungfrau N. N., Tochter des Herrn N. N., und zwar zuerst in der Kirche bei Ablegung des Gelöbnisses, hernach aber in ihrem ehrenwerthen Hause zum ehrbaren Genuß einer oder zweier Schüsseln Speise und eines oder zweier Gläser Weines zu erscheinen. Eßzeug — Messer, Löffel, Gabel — möchtet Ihr mitbringen. Gott segne Euch!“

Die Eingeladenen danken für die Ehre und sagen zu. Der Hausherr wartet dem Boten mit einem Glase Wein auf, die Tochter aber bindet ein Tuch oder wenigstens ein farbiges Band an seinen Stab, der denn auch, während der Hochzeitsbitter seinen Rundgang beendet, mit Tüchern und Bändern ganz beladen, einem in voller Blüte stehenden Fliederbusch immer ähnlicher wird. Die Hochzeitsbitter von Fach betreiben dieses Amt nur bis zu einem gewissen Alter; in der Regel feiern sie bei ihrer dreihundertsten Hochzeit ein Jubiläum und rücken dann in die Stellung eines Beistandes vor.

Das Tuch spielt bei jedem feierlichen Anlaß des ungarischen Volkslebens unter den Geschenken und Gebrauchsstücken der Ceremonien eine hervorragende Rolle. Hochzeitsbitter, Beistand, Bräutigam, Alle bekommen sie Tücher, das Hochzeitsvölkchen bindet seinen Pferden Tücher an die Zäume, die Täuflinge werden von ihren Pächinnen mit Tüchern reich beschenkt, ja selbst dem Geistlichen pflegt man an manchen Orten ein Tuch zu verehren.

Es gibt Gegenden, wo es nicht Sitte ist, daß Bursche und Mädchen, besonders letztere, an einer Hochzeit theilnehmen; meistens aber dürfen sie dies nicht nur thun und thun es auch wirklich, sondern sie haben auch das Recht, nach vorhergegangener Anmeldung ihrerseits ihren Geliebten, beziehungsweise Geliebte, die ja als ihre Verlobten gelten können, eigens einzuladen, die dann auch ohne weiters erscheinen, aber nur um zu tanzen; Essen und Trinken nehmen sie unter keiner Bedingung an und benehmen sich überhaupt sehr sittsam.

Die Eingeladenen wetteifern in der Überfendung ververschiedenartiger Geschenke. Am Vortage sind dies Lämmer und Geflügel, am Hochzeitsmorgen Tortengebäck und gezuckerter „Strudel“, bei deren Eintreffen die versammelneten jungen Leute schon wacker tanzen und zum Dank auch den Überbringer des Geschenketafes, und wäre das selbst zufällig



Brautführer.

eine bejahrtere Frauensperson, ein Tänzchen machen lassen. Unter den Geschenken ist das merkwürdigste das der Brautführerin. Als solche fungirt die nächste und ehrwürdigste Verwandte aus einer der beiden Familien; sie ist eine Art Lady Patronesse und ihre Würde beim Feste entspricht der des Beistandes. Die Brautführerin schickt ihr Geschenk nicht selbst hin, sondern drei Brautführer müssen es holen. Der Eine nimmt den voll beladenen, roth behänderten Korb auf seinen Kopf und seine beiden Genossen geleiten ihn singend, zuweilen auch mit Musik, die Straße entlang zum Hochzeitshaus.

Am Tage vor der Trauung stellen sich der Bursche und das Mädchen dem Geistlichen vor, zur „Censur“; da müssen sie sich nämlich aus der Religionslehre prüfen lassen. Dem Mädchen macht das nicht viel Sorge, denn sie ist fleißig zur Schule und Kirche gegangen und hat auch nicht viel Zeit gehabt, zu vergessen; dem Burschen aber kommt die Sache oft sauer genug an, er kann nicht alle Gebete auswendig und nimmt daher bei Zeiten ein paar Privatstunden bei dem Herrn Beistand oder einem andern Schriftkundigen, um nicht etwa gleich im Vaterunser stecken zu bleiben. Übrigens halten es auch die Beistände für ihre Pflicht, dem Seelenhirten gegenüber die weltliche Gebrechlichkeit des Burschen soviel als möglich zu stützen und zu flicken. Bei dieser Gelegenheit überreicht die Braut dem Geistlichen ein eigenhändig gewebtes Linentuch als „Lösung des Jungfernfranzes“. Den Polterabend (die Nacht vor der Hochzeit) bringen die Kameradinnen der Braut bei ihr zu; dieser Brauch aber (das „Maidnachten“) wird nur mehr an wenigen Orten geübt.

Am Hochzeitsmorgen (mitunter schon am Tag vorher) erscheinen die Beistände des Burschenhauses im Mädchenhause, um die Braut „auszubitten“. In Versen oder Prosa recitiren sie gewandt die Geschichte von der Begegnung des Knechtes Eliezer mit der schönen Tochter Bethuels, was ein Gleichniß sei für ihre eigene dermalige Sendung. Mit den ungarischen Beiständen ist aber nicht so leicht umzuspringen, als seinerzeit mit Bethuel. Denn so gern auch die Braut bereit wäre, dem treuen Eliezer zu folgen, ihre eigenen Beistände legen ihr so viele Hindernisse in den Weg, daß ihr, wenn sie sie nur gelesen hätte, gewiß die Worte des Dichters einfallen würden: „Die Ehen werden zwar im Himmel geschlossen, die Ceremonien dazu hat aber der Teufel erfunden.“

Auf die wohlgeschniegelte Anrede des „ausbittenden“ Beistandes entgegnet der „herausgebende“ Beistand trocken: „Heraus geben wir sie, aber nur für Geld.“ — „Wenn es nur Geld kostet“, versetzt der Herausgeforderte und greift unverweilt in die Tasche seines Mantels, aus der er eine Handvoll Scheidemünzen herausholt und auf den Tisch legt. — „Das ist kein Geld“, sagt der „Herausgebende“ geringschäßig, „ich seh' es ja von hier aus, Kreuzer und Sechser hat jedes Kind. Wir brauchen Geld“. Nun beginnt der „Ausbitter“ neuerdings im Ärmel seines Lodenmantels herumzustöbern und es gelingt ihm wirklich, das bar mitgebrachte „Geld“ ans Tageslicht zu fördern. (Es ist die kleinste Münzeinheit aus der Zeit Maria Theresias.) „Da habt Ihr's!“ — „Gut, jetzt geben wir das Mädchen heraus, aber sie darf nur bis zum Ausgang gehen. Unser Mädchen ist so zart gewöhnt, daß sie keine bloße Erde betritt. Vom Gang bis zur kleinen Thür müßt Ihr ihr den Weg mindestens mit Kreuzern belegen. Wir verlangen nicht einmal viel. Der erste Schritt ein Kreuzer, der zweite zwei, und so fort jeder weitere Schritt das Doppelte des vorhergehenden. Achtzig Schritt sind das Ganze. Ihr werdet dran nicht sterben.“

Wenn die Beistände diesen Progressionscherz nicht ht kennen, setzen sie sich hin und fangen wirklich an, zu rechnen. Der ganze Tisch wird mit Nullen vollgeschrieben und beim dreißigsten Schritt steht schon der Schweiß auf ihren Stirnernen und sie müssen eingestehen, daß sie nicht so viel Geld mitgebracht haben. Ein erfahrener Beistand ist aber mit dem Gegenbescheid gleich im Klaren: „Das wäre doch zu viel Ar Arbeit, die vielen Kreuzer hinzulegen und wieder aufzuheben; bringt lieber eine Wage, ich we werde sie Euch nach dem Gewicht zuwägen.“ Eine so große Wage haben sie freilich nicht ht im Hause, und so stehen sie lieber von der Forderung ab. Statt dessen kommen sie nun an mit Räthselfragen: Wer war der erste Selige? (Der gekreuzigte Schächer, dem der Herr scr sagte: „Heute wirst du mit mir im Paradiese sein.“) — Wann war eine Seele in zwei Le Leibern? (Als Jonas im Bauche des Wallfisches stak.) Auf diese Fragen heißt es antworten, en, oder ihnen mit solchen Fragen entgegnen, auf welche die „Herausgebenden“ ihrerseits ni nicht gefast sind, sonst wird das Mädchen nicht herausgegeben. Überall aber finden sich die Delilas, die es nicht zum Äußersten kommen lassen, so daß nach vielen Hin und H Her die Braut schließlich doch herausgegeben wird, nicht ohne eine feierliche Standrede de des herausgebenden Beistandes. Jetzt fällt die Braut ihrer Mutter weinend um den Halsals, küßt ihrem Vater die Hand, küßt auch die Geschwister der Reihe nach und verläßt dann das Vaterhaus.

Glockenklang und Flintenschüsse, neue Missionen en der Hochzeitsbitter, und nach Möglichkeit gleichzeitig verlassen beide Hochzeitszüge die be betreffenden Häuser, um bei der Kirche zusammenzutreffen. An der Spitze jedes Zuges geht dt die eine Hauptperson des Festes: hier der Bräutigam, dort die Braut. Vor und neben ihnen en rechts und links gehen Hochzeitsbitter mit ihren Stäben, hinter diesen auf jeder Seite ein In Fahnenträger; die Fahne besteht aus einem großen farbigen Seidentuche und die Spitze der der Fahnenstange ist mit farbigen Bändern geschmückt. Hinter diesen reiten wiederum rechtshts und links zwei bis vier Paar Burische auf bunt befransten, von Tüchern umflatterten P Pferden, Blumensträuße an den Hüften, die „Mente“ (Überwurfjacke) leicht über die Achsel sel geworfen und die blankkleinene Hemdärmel frisch in der Luft flatternd; dicht hinter der & Braut das weibliche und hinter diesem das männliche Publicum, welche Reihenfolge sich ch hinter dem Bräutigam umkehrt. Das Haupt der Braut ist hie und da noch nach alter Sitte te mit einem funkelnden Jungfernkranze geschmückt, auch mit Rosmarin, zumeist aber mit it einem Myrtenkranze und einem reichen weißen Schleier darüberhin; im Dahinschreiten n hält sie den Blick gesenkt („sie schaut auf ihre Schuhspitzen“), bis die Kirche erreicht ist, n, wo die beiden Züge sich begegnen. Der Bräutigam trägt die feiertägliche Volkstracht der G Gegend, im Alföld also ungarische Tracht gewöhnlich aus dunkelblauem Tuche und darüber er die umgeworfene „Mente“ oder den runden Mantel. Das Gefolge des Bräutigams hält z zuerst seinen Einzug in die Kirche, zum Zeichen, daß der Mann zu warten hat. Die Fahnenenträger und Berittenen halten vor

dem Thore Spalier, bis die Trauung zu Ende ist. — Die unvermeidliche Zigeunerbande beschließt den Hochzeitszug und spielt auf dem Hinwege einen langsamen Ungarischen oder einen Marsch, gewöhnlich den Hunyady-Marsch; auf dem Rückwege geht es schon geräuschvoller her, ein feuriger Csárdás wird losgebrannt und besonders häufig hört man das Aufjauchzen des Tolnaer Hochzeitsliedes, unter den Freudenrufen der Gäste und dem Knallen der Pistolen. Diese Pistolen richten zuweilen auch einigen Schaden an; dann wird dem unglückseligen Kanonier aufgebracht, er habe die Mündung der Waffe mit dem Daumen zugehalten, um den Knall stärker zu machen.

In den Gegenden von Abauj-Zemplén hat der Hochzeitszug auch kleine Hindernisse zu überwinden. Übermüthige Burjsche drehen Stricke aus Heu und Stroh und spannen sie quer über den Weg des Zuges, dem Hochzeitsbitter liegt es nun ob, mit einem einzigen Säbelhieb diesen Knoten zu zerhauen. In der Regel gelingt dies, mitunter aber läuft, dank dem erwähnten Übermuth, eine Rebschnur oder gar ein Draht durch das Strohseil und dann geht es auf einen Hieb nicht entzwei. Der Hochzeitsbitter muß also vom Pferde steigen und unter allgemeiner Heiterkeit mit dem Messer vollenden, was er mit dem Säbel schlecht begonnen.

An manchen Orten herrscht auch die Sitte, daß nach der Trauung jede Partei an ihren Ausgangspunkt zurückkehrt, also auch die Braut ins Haus ihres Vaters, woselbst sie bis nach der Mittagsmahlzeit verbleibt, um dann vom Wagen des Bräutigams unter einem Geleite von Berittenen abgeholt zu werden. Die Burjsche gehen hinein, nur einer bleibt draußen, ein Gesell, der sich als altes Weib verkleidet hat und, emsig die Spindel drehend, den Gaffenden die gute Lehre gibt, daß jedes Mädchen so beschaffen sein müßte wie er, der sogar zur Hochzeit den Spinnrocken mitbringe. Drin im Hause wird mittlerweile die Braut verlangt, auch möchte sie ohne Weiteres mitgehen, aber siehe da, nun tritt ihr der Herr Rector, oder der Herr Kantor in den Weg und hält ihr, ehe sie entlassen wird, eine prächtige Abschiedsrede in Alexandrinern, mit Bezug auf Vater, Mutter, Großeltern und Geschwister. Ströme von Thränen werden vergossen, das Weinen ist ansteckend; glücklicherweise stampfen die Pferde vor Ungeduld und ein Gleiches thun die Burjsche, das Mädchen muß sich also endlich doch vom Mutterherzen losreißen und zieht durch die Gassen des Dorfes, von allen Burjschen begleitet, unter Musik und Geknall nach dem Hause des jungen Gatten. Auf den Armen wird sie vom Wagen gehoben, aber ehe sie sich zu den Gästen begibt, macht sie in der Küche Halt, setzt sich auf einen Schemel unter den Schornstein, nimmt ein kleines Kind auf ihren Schooß und verzehrt aus einer Schale etwas Honig, während sie auch jedem Umstehenden einen Bissen Kuchen, in Honig getaucht, verehrt. All das als Zeichen der Häuslichkeit, der Liebe zu ihren Kindern und der Sanftmuth, deren sie sich besleißigen wird. Bei den Jazygiern erwartet sie die Mutter



Годжетисаг.

1860

des Gatten auf dem Hofe und reicht ihr einen Bissen Brod, zum Zeichen, daß sie sie als Mitglied ihrer Familie und Theilhaberin ihres Brodes erkenne. Das Brod dient auch als Symbol des Ausscheidens aus der Familie. Der im Hause verbleibende Theil ergreift nämlich einen Laib Brod, schneidet ihn in zwei gleiche Hälften und reicht die eine dem ausscheidenden Theile. Nun haben sie „getheiltes Brod“.

Aber der eben geschilderte Brauch ist nur eine Ausnahme. An den meisten Orten geht die Braut von der Kirche am Arme oder an der Seite des Bräutigams in ihr neues Haus, wo das junge Paar vom Hochzeitsbitter begrüßt wird und wohin auch die Gäste des Vaterhauses gefolgt sind; sie bleiben dort während des Tanzes vor dem Mittags- schmaus, bei gutem Wetter auf dem Hofe, bei schlechtem im „Großhause“, bis die Tanzenden endlich durch die Tafeldecker hinausgetrieben werden. Das Tischdecken geschieht unglaublich flink. Aber das ist kein Wunder, denn Tags vorher hat man eine förmliche Generalprobe abgehalten, bei der alle Rollen genau vertheilt wurden, und unter schwerster Verantwortlichkeit hat da jeder Einzelne, der Brodschneider und Weinträger und Tellerwechsler und so fort, seine Aufgabe zu erfüllen.

Der oben geschilderte Hochzeitszug gestaltet sich noch lebendiger, wenn die Braut ihr Dorf verlassen muß. Das ist der Bräutigam seinem „berühmten Mädchen“ schuldig, aber auch seiner Heimat, denn es soll klar am Tage liegen, daß er und die Seinen auch nicht im Storchennest ausgebrütet worden. Auf 15 bis 20 Wagen führt er sein Hochzeits- volk von dannen; jedes Pferd hat an den Ohren farbige Tücher flattern, auf dem Rücksitz jedes Wagens sitzen drei muntere junge Frauen, deren Gesang gar nicht verstummen will; auf dem Kutschersitz schwingen die Burche und jungen Chemänner die Feldflaße; nebenher aber sprengen hoch zu Roß 12 bis 20 Reiter, mit leichten Fahnen in der Hand. Die ganze Bevölkerung des Dorfes erwartet sie auf den Gassen und erwidert freundschaftlich ihr Zujuchzen. Sie werden als liebe Gäste behandelt. Wenn sie sich aber in derselben Ordnung auf den Heimweg begeben und die Braut unter noch größerem Tumult heim- führen, dann heißt es ordentlich aufpassen, daß ihnen nicht irgend ein Schabernack gespielt werde. Gar leicht fliegen nämlich Töpfe voll Asche gegen die Räder und Schneebälle hinter ihnen drein, statt anderer Segenswünsche. Ein wahres Glück, wenn es nicht gelungen ist, die Nägel aus den Rädern des Brautwagens herauszustibigen, oder wenn vor das Ende der Gasse kein in Wolfsfett getränktes Seil gespannt ist, was die Pferde scheuen macht. Darum werden vor dem Aufbruch die Wagen erst noch genau untersucht und den Wagen der Braut lenkt ein alter, erfahrener Mann, der seine fünf Sinne beisammen hat.

Um die Gäste unterzubringen, bedarf es auch keiner geringen Findigkeit, denn es sind ihrer gewöhnlich zwei- oder dreimal so viele, als am Tische sitzen können, und bei einer richtigen Hochzeit soll auch wirklich nicht die Hälfte der Gäste zum Sitzen gelangen.

Ein Grund zur Klage ist das nicht; bei dem Einnehmen der Plätze wird mit so feinem Takt verfahren, daß die Reihenfolge selbst nach einem vorher ausgearbeiteten Plane nicht besser ausfallen könnte. Die Würdigeren und Älteren, mit besonderer Rücksicht auf weißes Haar, sitzen obenan; der Beistand an der Ecke oder im Mittelpunkte der Tischseite; ihm gegenüber Braut und Bräutigam, in der Theißgegend gewöhnlich „unter dem Spiegel“, daher die bedauernde Redensart von den alten Jungfern: „die kommt auch lange nicht unter den Spiegel“. Das junge Paar ißt aus einem Teller, trinkt aus einem Glase. In manchen Gegenden behält der Bräutigam auch während id des Essens den Hut mit dem Blumenbuschen auf. Der andere Theil des Tisches gehörtört den Jüngeren, je nach ihrem Alter. Am ganzen Tische ist kein Mädchen zu sehen. Sie sind alle verschwunden. Die Bursche sind zum Theil kleine Brautführer, die also keineinen Platz brauchen, die anderen schleichen hinter den Matronen herum, die ihnen über er die Schulter hinweg manchen Leckerbissen zukommen lassen. Am untersten Ende der Tafel, also unmittelbar in der Ecke neben der Thüre, steht ein Eimerfaß, mit einem Tischtuch ich bedeckt. Dies ist das „Banat“, und der Mann, der dort sitzt, ist der „Hochzeitsbitter aus us dem Banat“, der „Kumanische Kapitän“, ein geriebener Spaßvogel, der zu Tanz und Scherz anreizt und zur Unterhaltung der Gäste sich und Andere zum Narren hält. Das „Banat“ ist immer sehr lustig, so lange die Gesellschaft am fertigen Spaß Gefallen findet, aber vo vordringlich wird der Mann nie, denn das läuft gegen seine Würde. Jetzt geht die Thür ar auf und die Brautführer, je nach der Menge der Gäste und dem Maßstab der Festlichkeit vic vier bis sechs an der Zahl, tragen der Reihe nach die Speisen auf. Der erste Brautführer wünscht dem Herrn des Hauses und seinen ehrenwerthen Gästen einen „glücklichen guten ten Tag“, recitirt ein Carmen von vier bis acht Versen, wünscht guten Appetit und stellt da dann die Schüssel hin. „Tessék (Belieben!), Mögen Euer Gnaden in Gesundheit leben!en!“ Die Gäste greifen zu ihrem Eßzeug, das sie in Servietten gebunden, mitgebracht habhaben, — ein alter Gebrauch, der in Klein-Kumanien noch heute herrscht, während er andanderwärts schon abgekommen ist.

Das Menu des Hochzeitsmahles ist folgendermaßen bestellt:

1. Suppe, aus Geflügel und Rindfleisch, darin ein eingekocht Nudeln oder Ziermehlspeise, oder eine schneckenförmige Mehlspeise, Gänsekröse gse genannt, dessen Zubereitung Zeit erfordert, so daß die Hausfrau schon vor Wochen daran an gegangen ist.

2. In Suppe gefochtes Fleisch, mit Essig-, Rahm-, „Kren-“ oder „Paradeis“-Sauce.

3. Eingemachtes, vom Lamm, Kalb oder Geflügel, el, oft von allen dreien, mit kleinen Leberknödeln und säuerlicher Bertramauce. Nach diesem im Eingemachten bemißt der Ungar die Üppigkeit des Tisches, was er mit den Worten ausdrückt: „Das Suppige allein muß siebenerlei sein.“

4. Gefülltes Kraut; unvermeidlich.

5. Pörkölt-Fleisch (aber nur im Alföld); ganze Schafe oder Lämmer, klein zerstückelt, gut „papricirt“, im eigenen Fett kesselweise geschmort. Angeblich bringen Frauen diese Speise nie ganz richtig zustande; der Geschmack mag noch so gut getroffen sein, es fehlt etwas am „Schupfen“. Darum wird das Pörkölt-Fleisch immer von einem sachkundigen Manne, meist vom Schafhirten des Hausherrn bereitet, der das „Schupfen“ im Griff hat. Dieses besteht darin, daß er von Zeit zu Zeit den ganzen vollen Kessel vom Feuer hebt und, an den Henkeln gefaßt, im regelmäßigen Schwunge so lange schüttelt, bis das unterste schon hinreichend gar gewordene Fleisch in die Höhe gestiegen, das oberste aber auf den Grund hinabgesunken ist. Dieses „Schupfen“ wird vier oder fünfmal wiederholt, so daß jeder einzelne Bissen Fleisch die Runde durch den ganzen Kessel macht und das Ganze gleichmäßig mürbe wird. Nun wird es auf Tellern oder in kleinen Kesselchen ausgetheilt, wobei jede Portion ihr Schmuckstückchen bekommt. Auf den einen Teller kommt ein Kopf oder wenigstens ein halber, dessen Hirn jedoch als Leckerbissen die Runde macht, während der Schädelknochen selbst nebst dem Auge, das gleichfalls als Leckerbissen gilt, dem Herrn Beistand und den Seinigen gebührt; ein anderer Teller bekommt die Zunge, die übrigen würzige Würstchen mit Semmelfüllung. Wird das Pörkölt im Kessel servirt, was auch an Herrentischen gebräuchlich ist, so legt man ihm einen aus Stäbchen zierlich gefügten Holzfranz unter (Schäfer- oder Sträflingsarbeit), der in den verschiedenen Gegenden „Christuskreuz“, „Hunde-Rückgrat“ und noch anders heißt und zum Beispiel in Kecskemét und bei den Tazygien-Rumanien in keinem wohlhabenden Hause fehlt.

6. Gebratenes Geflügel: Truthühner, Kapaune, Enten, Hühner; dazu Essiggurken, Paprika, rothe Rüben, gefochte Dörrpflaumen.

7. Milchbrei, in früherer Zeit Hirse, heutigentags Gries oder Reis, reichlich mit Zucker, Zimmt und Rosinen bestreut.

8. Kuchen, der schon den Braten begleitet und je nach seiner Form verschiedene Namen hat: geflochtener Kuchen, Schlüssel- oder Hauben- oder Weizenährenkuchen und so fort. An manchen Orten verehrt man davon auch dem Geistlichen, der die Trauung vollzogen, und fügt eine Flasche Wein hinzu. Wird Vieh geschlachtet, so gehören auch Zunge und Nieren dem Geistlichen.

9. Backwerk. In kleineren und größeren Städten ist der Tisch mit einer ganzen Reihe von Torten, Nuß- und Mohnkuchen, Zuckerbäckwerk und anderen Geschenken ausgerüstet; auf den Dörfern weiß man von diesem Luxus noch nichts, sondern begnügt sich mit den uralten Prügelfrapfen und ausgezogenen Strudeln.

10. Obst: Trauben, Äpfel, Nüsse und Haselnüsse.

11. Schwarzer Kaffee, der aber nur in wohlhabenden Häusern servirt und nur von den vornehmeren Gästen genossen wird.

Der Schmaus dauert eine gute Weile, denn das hält der Ungar für Herrensitte. Die Küche ist nicht für Hochzeitzwecke gebaut worden, alsalso recht eng, und drei oder vier Köchinnen hindern sich darin gegenseitig, überdies von noch nicht tischfähigem jungen Volk belästigt, das fortwährend gestopft sein will, der Bettler er gar nicht zu gedenken, die in aller Eile satt werden wollen (freilich nur in der Stadt, denn auf dem Dorfe gibt es keine und wenn es welche gäbe, wären sie zu stolz dazu); kein Wunder, daß es mit dem Serviren, Auftragen, Tellerwechseln und so fort etwas langsam geht. Aber man hat ja auch keinen Grund zur Eile; die Nacht ist so lang und „der Tatar ist uns ja nicht auf den Fersen“. So dauert die Tafel zwei bis dritthalb Stunden lang.

Bei den ersten Gängen ist die Gesellschaft still, aber sie wird immer aufgewekter; auch die Hochzeitsbitter werden scherzhaft und legen los; Gelächter, Anekdoten, Späße machen die Runde; nur der Bräutigam ist ernsthaft und nöthigt seine sitzende Gefährtin im Klüstertone zu essen, indem er dieses oder jenes Stück Süßigkeit aus der Schüssel heraussticht und von der Gabelspitze herab mit dem Daumen vor ihr zurechtschiebt. Auch die kleinen Gläser füllen und leeren sich um die Wette (Wasser spielt dabei keine Rolle), an Gläsern ist nämlich dermalen bei Tische kein Mangel mehr. In früheren Zeiten kreisten Halbesflaschen und Maß-Cylinder um den Tisch; auch Feldflaschen, mit Fohlenfell überzogen, welche man mitbrachte und vor sich hinstellte. So viel Schüsseln, so viel Maß-Cylinder. Der erste Gast trinkt seinem Nachbar zu: „Gott lasse Euch leben“; er trinkt, wischt dann mit der hohlen Hand den Rand des Gefäßes ab und reicht es dem Nachbar: „In Ehren gegeben.“ „Mit Achtung genommen“, erwidert dieser und trinkt dem Nächsten zu. So geht die Flasche in die Runde, durch Männer- und Frauenhände; die Frauen jedoch nippen nur. Da plötzlich ruft einer der Hochzeitsbitter mit lauter Stimme: „Unser Burche ist ein guter Schnitter, unser Mädchen eine gute Erntnerin!“ Auf das hin erheben sich Bräutigam und Braut und küssen sich. Das ist Pflicht, und zwar eine so unabweisliche, daß es nur Jedem einzufallen braucht, diese Worte immer wieder zu rufen, und das junge Paar wird gar nichts Anderes mehr thun können, als sich küssen. Jedesmal stehen die Glücklichen auf und thun ihre Pflicht. Doch ist dies nur ein lokaler Gebrauch und der Beistand hat die Machtvollkommenheit, demjenigen Schweigen aufzuerlegen, der das Pärchen allzusehr belästigt.

Trinksprüche auszubringen ist beim ungarischen Volke nicht Brauch, obgleich heutzutage kaum noch eine Hochzeit vergeht, ohne daß Beistände, die mit Herrenbrauch einigermaßen vertraut sind, ein paar wohlgedrechselte Toaste ausbrächten. Der Ungar nimmt das hin, wie eine Mode, ohne daß es ihm besondern Spaß macht. Er weiß ja ohnehin, was das Ende vom Liede ist: „Gott lasse Euch leben!“ Nun wohl, so lasse er sie leben, aber wozu denn ein solches Präambulum machen?!

Desto beliebter sind die Anekdoten, Schnurren, Neckreden. Beim Braten werden schon Räthsel aufgegeben und die Schwänke der Brautführer machen sich geltend. Der Eine z. B. droht: „Ich hau' Dir ihn so an den Kopf, daß er in Stücke geht!“ und die schwächeren Herzen an der Tafelrunde sehen bereits entsetzt, wie irgend etwas Wuchtiges, in eine Serviette gewickelt, auf den Schädel des anderen Brautführers niederfracht. „Hab' ich Dir's nicht gesagt, daß er in Stücke gehen wird?“ (Natürlich war nicht der Kopf gemeint, sondern der Mandelkuchen in der Serviette, den nun Beleidiger und Beleidigter auf zwei Teller häufen und lachend dem erschrockenen Weibsvolk anbieten.) Nach dem Milchbrei kommen die Köchinnen herein und halten den Gästen mit der dick verbundenen rechten Hand einen gewaltigen Kochlöffel hin. Sie hätten sich, heißt es, beim Breikochen die ganzen Hände verbrannt und bäten jetzt um das Breigeld, für den Apotheker. Die Kochlöffel füllen sich mit Kreuzern und auch Sechsern, denn manche Spender wünschen sich hervorzuthun.

Lärm und fröhliche Stimmung nehmen zu, aber das Geklirr von Messer und Gabel verstummt. Auch der Kaffee ist getrunken, so weit er eben Feinschmecker findet, aber kein Mensch verläßt seinen Platz, bis nicht der Hochzeitsvater, der um diese Zeit nicht bei Tische zu sitzen pflegt, die Mütze auf dem Kopfe, eintritt und mitten im Zimmer stehen bleibt. Da verstummt plötzlich Alles, der Hausherr nimmt die Mütze ab und sagt: „Lasse Gott Euch das Essen wohl bekommen!“ Und alsogleich bittet auch die Hausfrau um Entschuldigung, wenn vielleicht etwas nicht nach Wunsche gerathen sein sollte, worauf aber ringsum laute Proteste erschallen, die Bänke gerückt werden, die Gäste sich in Dank-sagungen erschöpfen und das Zimmer sich langsam leert.

Die älteren Männer zünden die Pfeifen an, die Bursche haben gar Cigarren zwischen den Augenzähnen, sie haben sie heute schon fünfmal angezündet und werden sie noch ebenso oft anzünden. Bei ärmeren Hochzeiten, wo die Zigeuner „nur von ungefähr hingerathen sind“, wird für diese eine Sammlung veranstaltet. Der weibliche Theil der Gesellschaft geht heim, um sich für den Tanz umzukleiden.

Nach einer halben Stunde ist die Gesellschaft wieder vollzählig und es beginnt der Tanz, der bis zum hellen Morgen währt; im Herbst dient der Hof als Tanzplatz, im Fasching das Zimmer. Dieses ist mittlerweile gelüftet und gefegt worden. Alles überflüssige Geräth ist beseitigt, nur die T-förmige „Tischbank“ im Fensterwinkel ist sammt ihrem Tische stehen geblieben. In dieser Ecke sitzt der Beistand mit den bejahrteren Männern, unter denen die auswärtigen den Vorrang haben. Die Lammfellmützen scheinen an den Köpfen festgewachsen zu sein und rühren sich um keinen Preis, es wäre denn, daß irgend ein sehr vornehmer Gast einträte, der Geistliche etwa oder der Gutsbesitzer, und man durchaus das Haupt entblößen müßte. Aber selbst in diesem Falle wachen ein paar Frauen

fortwährend über dem Beistand, damit er sich nicht etwa verergeresse. Auch die Bursche tanzen, den Hut auf dem Kopfe, den Blumenstrauß am Hüte, was is übrigens nicht Wunder nehmen kann, denn wo sollten sie die Hüte hinthun? Auf deden Köpfen sind sie am besten aufgehoben.

Der Tanz ist der ewige Csárdás, und zwar wird d heutzutage das Andante kurze Zeit und das Allegro länger getanzt; ehedem war das Umgekehrte der Fall. Der schöne „langsame Ungarische“ mit seinem ritterlichen Ernst † und Sporenklang beginnt in Vergessenheit zu gerathen. Vom Stampfen des dichten & Gewühls widerhallt der Boden, der selten ein Bretterboden ist; gejauchzt wird wenig. Unermüdet wird weitergestampft. Natürlich hat Jeder seine Lieblingsstänzerin, die er am m dargereichten Tuche oder am Finger gefaßt zum Tanz führt; sitzen bleibt dennoch KeKeine, denn dies wäre eine große Beleidigung für den Hausherrn.

Wortstreit, Balgerei, Plumpheiten sind selten. Manan enthält sich sogar des Fluchens, ohne das doch sonst der gemeine Mann weder im Böseisen noch im Guten bestehen kann. Jahre vergehen, bis es einmal zu einem Zusammenstoß kommt, der dann auch weithin besprochen wird; das Odium davon trifft den Hausherrn, besonders aber den Beistand. Denn dieser steht bei einer anständigen Hochzeit im Ansehen eines Diktators. Dort sitzt er in seiner Ecke am oberen Tische, von den bejahrteren Gästen umgeben, die er mit Erzählungen aus seinem und Anderer Leben, oder aus s älteren Zeiten unterhält. Jeder Neuekommene wird ihm vorgestellt, und zwar kündigt, wenn Jemand eingetreten ist, der nur kurze Zeit verweilen kann, diesen der Brautführer mit der Feierlichkeit eines Herolds an: „Ich melde Euch in aller Unterthänigkeit, i daß diesem Hause in der Person des Herrn (der Frau) N. N. ein ehrenwerther Gast a angekommen ist.“ Der Beistand erhebt sich, nimmt die Mütze ab, begrüßt den Ankömmling und legt fortan den Schwerpunkt seiner amtlichen Thätigkeit darein, den neuen Gast zu unterhalten. Daß der „ehrenwerthe Gast“ nur mit dem Lippenrande nippt, während er selbst alles bis auf die Nagelprobe leert, übersieht er ganz; kein Wunder, daß er bald schwach wird. Doch das verschlägt nichts, man merkt es nur an seiner Zunge, nicht an seinen Beinen, sintemalen er keinen Fuß aus der Beistandssecke heraus setzt. Kommt es doch hie und da vor, daß unter den Gästen Streit entsteht, so fällt der Beistand ein summarisches Urtheil, gegen das es keine Appellation gibt. Der Ungeberdige wird einfach in aller Stille hinausgewiesen und gehorcht schmollend; sollte er sich aber sperren unnd aufbegehren, so tritt eine noch höhere Macht in Thätigkeit: die Frau. Das Lamm nimmt den Löwen an der Pfote und führt ihn unter mahnender Zuredede oder gelinden Rippenstößen hinaus. Übrigens hat man abschreckungshalber zwei Tage vor der Hochzeit die Frruchtgrube gelüftet, in die man die Schlimmsten ganz sachte hinunterläßt. Das ist ganz human, denn die Grube ist im

Winter warm, im Sommer kühl; der Verbrecher kann sich also dort ruhig ausschlafen und vor Allem auf keine Weise herauskommen, bis er nicht vollgiltige Proben seiner Zerknirschung und Nüchternheit gibt.

Die Abenddämmerung bringt eine viertelstündige Pause; Männer und Frauen gehen heim, um einen Blick in ihre Wirthschaft zu werfen, aber nach dem Lichtanzünden geht der Tanz wieder los. Um sieben Uhr folgt die Abendmahlzeit, doch setzen sich nur die Alten zu Tische. Nach dem Mahle wird weitergetanzt. Gegen neun Uhr tritt der Brautführer vor den Beistand hin, mit den Worten:

„Ich melde Euch in aller Unterthänigkeit, daß draußen gewisse Fremdlinge stehen, welche um Erlaubniß bitten, sicher eintreten zu dürfen.“

„Haben sie einen Legitimationsbrief?“

„Ja wohl, mit Verlaub, hier ist er.“

Der Beistand nimmt den Legitimationsbrief entgegen und liest ihn laut vor:

„Wir wandernde Türken kommen aus Amerika, in guter Absicht, und die Nacht hat uns hier überfallen; möge es uns gestattet sein, in Euerem Hause auszuruhen, als arme türkische Männer.“

„Sie können eintreten“, sagt der Beistand; der Brautführer eilt hinaus und führt im nächsten Augenblicke die „Türken“ herein.

Es sind gute Bekannte aus dem Orte, die aber nicht geladen wurden; Bursche oder Knechte in Weibertracht, in umgestülpten Resten von Herrenkleidern, oder im Domino und mit Larven, die sie aus Zuckerpapier improvisirt haben, mit langen Hansflocken, einen zerknüllten Zylinderhut oder eine uralte Thurmhaube darauf, so daß sie ganz unkenntlich sind. Sie verneigen sich vor dem Beistand, haſchen sich dann ein Dirnchen und lassen es tüchtig hopsen, und wenn sie zwei oder drei Tänze mitgetanzt haben, verneigen sie sich wieder stumm und entfernen sich. Kein Mensch berührt ihre Larven.

Auch die Zigeuner leiden keinen Hunger; man sorgt gehörig dafür, daß sie satt werden; nur die Feldflasche wird ihnen nicht überlassen, sonst halten sie es nicht bis zum Morgen aus. Während die Musiker ihr Abendbrod einnehmen, besorgt der „Beistand aus dem Banat“ oder der erste Brautführer die Unterhaltung. Er erzählt zum Beispiel die klägliche Mähr, wie ihn seine Geliebte betrogen. Nun sei er entschlossen, sich durch Feuer umzubringen. Er tritt also an den Tisch, steckt einen Lichtstumpfen an und verschlingt ihn. Die Uneingeweihten wissen nicht, daß das Licht aus einem Apfel geschmizt und der Docht aus einem Nußkern gemacht ist. . . Oder er lehrt seine Brautführergenossen das Kürschnerhandwerk. Er setzt sich mitten in die Stube auf einen Stuhl und heißt die anderen zwei Brautführer sich rechts und links aufstellen, jeder mit einer Ruthe von Armeslänge in der Hand. Mit dieser Ruthe dürfen sie dem Meister auf die Hand klopfen, so oft dieser dem

Lehrjungen aufs Knie patscht. Jetzt legt sich der Meister r eine Lammfellmütze über die Knie und beginnt die Lehrlinge zu unterweisen: „Da seht heher! (patsch!) das Pelzwerk für eine Mütze muß schwarz sein (patsch!), das Futter (patsch!) muß weiß sein (patsch!). Ein ehrlicher Kürschner (patsch!) pflegt keine kleinen Abfälle (patatsch!) hineinzunähen (patsch!).“ Die beiden Lehrlinge trachten dabei mit der Ruthe die H^hände des Meisters zu treffen, was ihnen aber nicht gelingt. Wenn sie ihre Knie schon gegehörig zerbleut haben, nehmen Andere ihre Plätze ein und versuchen es, in verschiedener S^Stellung und Haltung unter dem Gelächter der Zuschauer, aber das Ende ist doch immer nurur, daß ihnen die Knie unter dem vielen Patsch-Patsch einschlafen und die Hände des Meisters unverfehrt geblieben sind.

Dann kommen die Besuche aus dem Mädchenhause, wo man sich nicht minder unterhält, nur nicht so laut. Mittlerweile wird wohl auch d^d dem Herrn Beistand ein Streich gespielt, wenn er sich nicht in Acht nimmt und auf seinem nⁿ Plaze bleibt. Ist er bereits in seiner „Erklärer-Laune“, so öffnet sich ganz sachte das Fenster hinter ihm, ein Rohrhalbm mit zerspaltenem Ende langt herein, fängt sich in seinem struppigen Haupthaar und beginnt dieses langsam zu drehen. Die Locken wickeln sich h^h am Rohre auf, was der Alte erst merkt, wenn es ihn recht reizt. Nun möchte er aufstehen, aber er darf das nicht, sonst schmerzt es noch ärger; er kann nur, ohne sich umzusehen, l^l hinter sich rufen, daß man ihn um Gotteswillen auslasse. Die nichtsnutzigen Rangen, didie draußen das Rohr gedreht, laufen davon und nun hat die Frau die ganze Plage, , den alten Mann von seinem Anhängsel zu befreien. Der Schabernack ist freilich dadurch nicht ungeschehen gemacht. „Man hat ihn zum Fenster hinausgezwirbelt“, wie die jungen Späzen sammt dem Reste.

Gegen elf Uhr neue Mahlzeit. Der Tisch wird mit f^f kaltem Braten bedeckt. Mittlerweile kommt die „Legstunde“ heran. Die Gäste des M^Mädchenhauses kommen herbei, in allen Händen Schüsseln mit Backwerk oder Weinflaschen. iⁱ Eine von ihnen bringt in ein Tuch gebunden die „Haube der Braut“, die bisher im Junngfern- oder Brautkranz getanzt hat. Jetzt geht die Braut hinaus ins „Kleinhaus“, das bei dieser Gelegenheit Jedermann räumen muß. Nur zwei fachkundige Frauen bleiben und d^d helfen die Haube feststecken. In der Gegend von Baja bleibt das Schopfnesteln auf denen nächsten Mittag und geht in Anwesenheit weniger Verwandten vor sich. Die Form dedes Schopfes erheischt, daß hiebei ein Theil vom Haare der Braut zum Opfer falle. D^Der Brautführer geleitet die so geschmückte Braut wieder hinein und führt sie dem Bräutigam zu, mit den Worten: „Ich habe eine fremde Person gebracht; nehmt sie liebevoll a^a auf; sie ist eine gute Frau, eine schöne Frau, jung und tanzt gut; versuch's nur, Gevatatter.“ Die Zigeunerfiedeln gellen auf und nun beginnt der wirkliche Brauttanz.

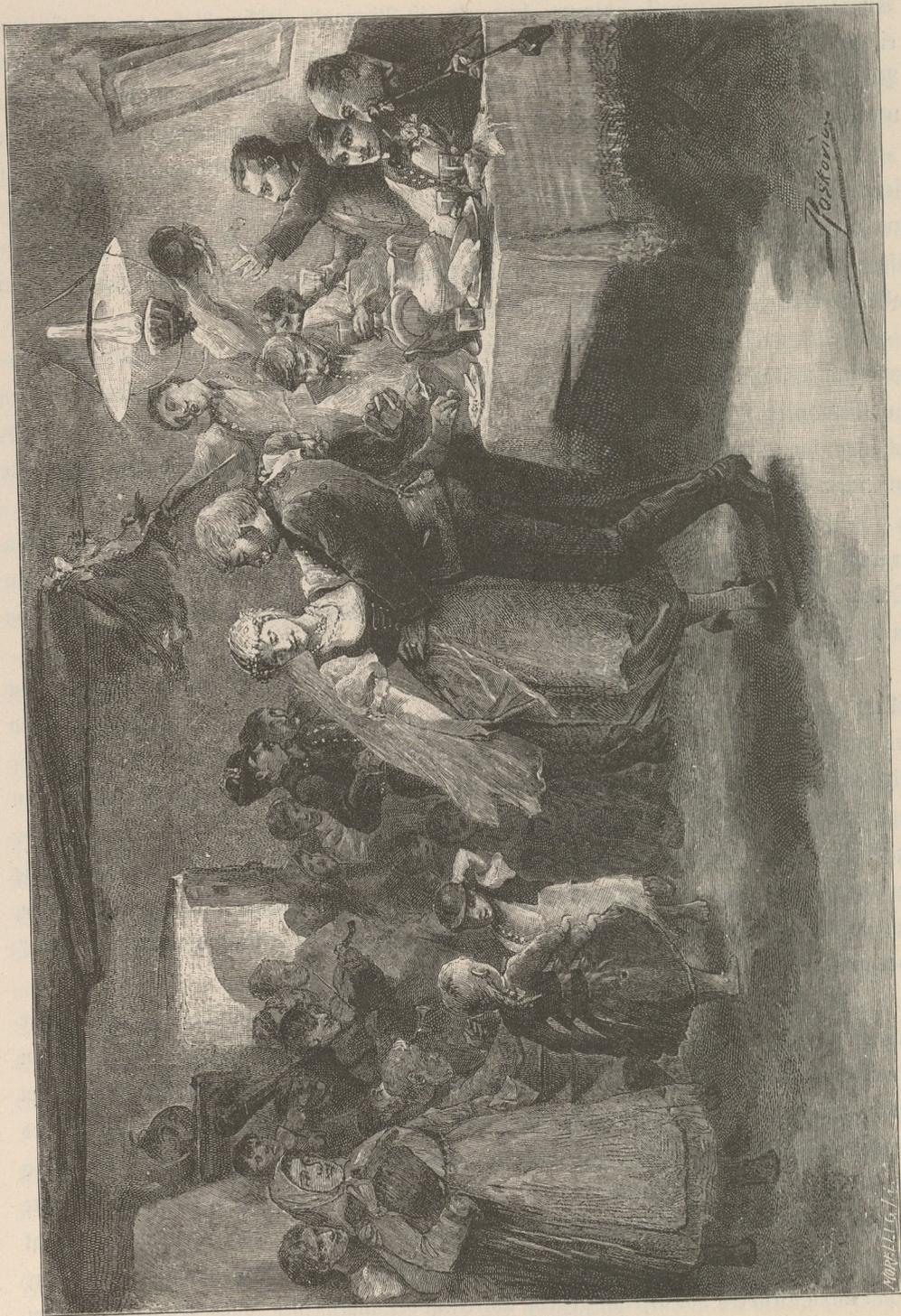
Aber der arme Bräutigam kann mit seinem Gesppons kaum zweimal in die Runde tanzen, da klappert schon der Teller auf der Tischdecke, dedenn der erste Brautführer hat eine

handvoll Geld hineingeworfen und dadurch die Braut für sich erstanden. Aber auch sein Vergnügen währt nicht lange, denn wieder klappert es im Teller und mitten im besten Sprung rafft sie ihm ein anderer weg. Neues Geklirr, neues Geklapper, die Braut geht von Hand zu Hand. Die Bursche drängen sich herbei, die Alten sogar leeren ihre Taschen, und das junge Frauchen tanzt unermüdblich weiter, so lange man will — wenn es bis in den hellen Morgen hinein dauert, ist's ihr auch recht, denn das Geld, das sich im Teller sammelt, gehört ihr. Es kann aber nicht bis zum Morgen währen, denn der Bräutigam wirft jetzt eine handvoll wirkliches Geld, und zwar echte Silberthaler, unter die bescheidenen Sechser und „Eisernen“, als wolle er alle Ujurpatoren niedererschlagen. Er schlägt sie auch wirklich nieder. Mit einem Griff hat er seine Braut; da setzt sich alles still hin und sieht zu, wie die Beiden allein sanft und glücklich dahinschweben in der Mitte der Stube, bis endlich der Zigeuner auch dieser Lust ein Ende macht, indem er aus dem „Frischen“ plötzlich in den Rákóczymarsch hinüberspringt. Dieser Tanz heißt auch „Reuter-Tanz“, weil man zur Aufnahme des Geldes eine Reuter auf den Tisch stellen kann.

In Szegedin und Umgebung setzt man der Braut die Haube nach dem Brauttanz auf, dann besprengt die neue Frau die Gäste aus einem großen Waschbecken, und ist sie guter Laune und führt eine feste Faust, so packt sie diesen oder jenen und seift ihn sogar ordentlich ein. Auch diese Wäsche geschieht nicht umsonst, das Geld dafür gehört zum Einkommen der Braut. Brauttanz und Wäsche bringen dem jungen Paare oft ein hübsches Sümmchen ein, besonders wenn auch Herrenleute zugegen sind. Legt man noch etwas dazu, so mag sich dabei leicht ein Häuschen oder Weingärtchen herauswachsen.

Auf den Brauttanz folgt der Familientanz, an dem sich die Eltern der Hochzeiter betheiligen, ja die Großeltern selbst tanzen in aller Steifheit den „Kállóer Zweitanz“. Mütterchen hopft wie ein Frauchen von gestern und Väterchen vergießt seinen besten Schweiß, indem er sich anstrengt, die wohlbeleibte Hochzeitsmutter im Kreise herumzubewegen, worauf er sie wieder losläßt, um den Werbertanz zu beginnen, unter manchem lauten Klatsch auf sein knorriges Knie, ja selbst auf den Schnabel seines Stiefels, wenn man seinem Tanz gehöriges Lob spendet. Das Beispiel ist ansteckend. Nach den Alten nehmen sich die Jungen um die Hüfte; Söhne und Schwiegertöchter, Enkel und Urenkel fassen sich zu Zweien und die Gäste sehen, in die Ecken gedrückt, zu, wie so ein ganzer breitästiger Stammbaum, mit allen seinen Ästen und Zweigen, Blüten und Knospen im patriarchalischen alten Schritt dahertanzt.

Und immer noch sind die Köchinnen übrig; das Recht, sie „um einander rumpeln“ zu lassen, steht den Brautführern zu, da gibt es denn auch keinen Widerstand. Weiterhin geht die Unterhaltung im sicheren Geleise bis zum Morgen fort. Ein Tanz folgt dem anderen. Ums Morgenroth wandern unter den Klängen des Rákóczy die entfernteren



Brantons.

Berwandten gruppenweise heim; betrunken ist Niemand, gleichwohl hat manche Ehefrau einige Mühe, den Herrn Gemahl sicher an seinen Herd zurückzulenkten. Die näheren Verwandten bleiben noch zum Frühstück, ja zum Mittagmahl, für welches die Braut verpflichtet ist, die „Topsenfleckel“ eigenhändig zu kneten, zu walken und auszukochen.

Während die Braut sich mit der Zubereitung des ersten Mittagmahles beschäftigt, setzen sich die „Gevatter“ des Bräutigams auf einen Wagen, um das „Bett der Braut“ zu holen, worunter aber nicht das Bett allein, sondern die ganze Ausstattung zu verstehen ist; sogar das Todtenlaken der Braut ist schon dabei. Unter festlicher Musik kehren sie mit alledem wieder, bis das Brautmahl fertig geworden.

Aber auch der Rest der Gesellschaft ist nicht faul. Wenn die jungen Leute im Frühroth sich zerstreuen, gehen sie nicht schlafen, sondern suchen der Reihe nach die verwandten und bekannten Häuser heim, wo es Mädchen gibt, und während diese den Tanz ausschlafen, fangen die Bursche das Geflügel im Hofe zusammen und verschmausen die Beute an einem geeigneten Ort. Das ist das „Hühnerschlagen“.

Nach dem Brautmahl gehen alle Gäste fort, worauf die Braut einen Weißbesen ergreift und das ganze drunter und drüber gerathene Haus ausfegt, ausweist, und in Ordnung bringt. Wenigstens heißt es, sie habe es gethan, in Wirklichkeit aber helfen da viele Hände.

Am folgenden Tage, spätestens am nächsten Sonntag, geht das neue Paar, von Eltern und Geschwistern begleitet, zur Kirche; die Braut zeigt ihre Haube, steht während des ganzen Gottesdienstes und hängt (an manchen Orten) ihren Brautfranz an der Kirchenwand oder dem Predigerstuhle auf. Mittags findet im Bräutigams Hause ein Hochzeitsmahl statt, eine Woche später ein ähnliches bei den Eltern der Braut, wo nur der engste Kreis der Hausleute anwesend ist. Da werden dann die interessanteren Ereignisse der letzten Tage besprochen und bekritlet; wer sich unterhalten hat und auf welche Weise, was gut ausgefallen und was mißlungen ist u. s. w. Dieses Mahl heißt die „Schadenschau“ oder auch „kleine Mahlzeit“.

Im Zusammenhang mit den Hochzeitsgebräuchen sei auch des Erbrechtes der Frauen gedacht. Bis in die neueste Zeit, bis zur Aufhebung der Aviticität, hat die Frau keinerlei Immobilien geerbt. So brachte das Mädchen, außer seiner Ausstattung, dem Gatten nichts als Bewegliches und Bargeld mit, womit die Eltern die Unbilligkeit des Gesetzes auszugleichen bemüht waren. Diese durch Jahrhunderte bestandene Praxis ist so eingewurzelt, daß es noch heute, nach Jahrzehnten, Gemeinden gibt, in denen der alte Brauch herrscht. Das Mädchen wird bei seiner Verheirathung wohl oder übel befriedigt und muß schriftlich auf alle ferneren Erbanprüche verzichten; die proceßsüchtige Frau aber, die mit ihren Brüdern vor Gericht geht, unterliegt der allgemeinen Klüge. An solchen Orten

hört man den Hausherrn sich oft berühren: „In meinem Hause besitzt die Frau keine Nadel Werth's.“

Dieses Gesetz war von mächtigem regelnden Einfluß auf das Familienleben. Die Frau wollte und konnte ihren Mann nicht wegen jeder Kleileinigigkeit verlassen, ja selbst aus schwerwiegenden Gründen nicht, denn ein solches Weib fand bei Himmel und Erde keine Zuflucht und am wenigsten im Elternhause. Sie wagte es's kaum, sich vor den Leuten zu zeigen, denn Jeder wies mit Fingern auf sie; sie lebte vereinsamt und trug Trauerkleider. Scheidungsproceffe, wilde Ehen, kamen selbst in großen, n, volkreichen Gemeinden jahrzehntelang nicht vor. Ein kluger Richter, ein kluger GeWeistlicher und das Urtheil der Gesellschaft im Bunde genügten immer, um den entscheidenden Schritt zu hintertreiben und die Frau zum Gehorsam zurückzuführen. Überhaupt ist ja der Gehorsam der schönste Schmuck der ungarischen Frau, was aber durchaus nicht ausschließt, daß sie Herr im Hause sei. Dieser Gehorsam zeigt sich auch äußerlich. Die Frau bedient ihren Mann stehend, während er sein Mahl einnimmt. Begegnet sie ihm auf der Straße, so grüßt sie zuerst, weicht ihm aus, läßt ihm den Vortritt. Sie gibt ihm seine Ehre, das heißt sie duzt ihn nicht, sondern nennt ihn „Ihr“, den „Mann“ (e' (ember), das heißt ihren Herrn. Stirbt der Hausvater, so übergeht das Verfügungsrecht des Hausherrn auf den Sohn; in allen Dingen holt die Mutter seine Meinung, seine Zustimmung ein, selbst wenn der Sohn noch ein junger Bursche ist.

Kindstaufe. — Auch auf das neugeborene Kind fällt der milde Strahl einer Festtagssonne.

Schon vor seiner Geburt ist die Liste seiner Taufpüspathen festgestellt und die erste Taufpüspathin, die das Kind über den Taufbrunnen halten wird, rüstet für ihre Gevatterin schon vor der schweren Stunde das Himmelbett mit Tüllvorhängen, sowie auch das Taufgewand für das erwartete Kleine, nämlich das Pölstüsterchen und Häubchen, Alles roth behändert, und anderweitige Schmetterlingszier, mit derer es ihr seinerzeit vergönnt sein wird, das Püppchen zu bekleiden. Das Neugeborene wird hie und da mit allerlei niedlichem Aberglauben empfangen; ist es ein Knabe, so legt man es auf einen Suba-Pelz, damit es krauses Haar bekomme, und streichelt seine Wange mit einem rothen Apfel, damit es runde, rothe Wänglein kriegt.

Bis nach der Taufe, ja selbst noch länger, bis die Mutter wieder auf ist, brennt im Kindbettterhause Tag und Nacht ein Lämpchen. Die Mutter soll das Gefühl haben, daß sie keinen Augenblick allein gelassen ist!

Zu Gevattersleuten wirbt man, besonders bei Erstgeborenen, eine ganze Schaar Freundinnen aus der Mädchenzeit und Kameraden aus dem Burschenleben. Die Püspathinnen rücken zuweilen zwölf bis zwanzig Köpfe stark aus, um das Kind in die Kirche zu tragen;

ist es ein Mädchen, so sieht man einen ganzen Berg geschenkter Seidentücher darüber gebreitet, damit das Pathchen, wenn es einmal so weit ist, viele Freier habe. Das oberste und längste Seidentuch kann der Länge und der Quere nach gelegt sein, je nachdem es einen Buben oder ein Mädchen bedeckt. Selbstverständlich tragen die Pathinnen den vollsten Putz, dessen die Volkstracht der Gegend fähig ist. An vielen Orten ist es der Taufpathe, der den männlichen Säugling über den Taufbrunnen hält.

Der Name ist voraus bestimmt und, obgleich die Namen aus der ungarischen Geschichte immer mehr Raum gewinnen, läßt doch das Volk, wie es nun einmal am Alten hängt, „nicht auf irgend einen kuriosen Namen“ taufen. Die Protestanten holten sich, besonders in älterer Zeit, aus dem alten Testamente die ungewöhnlichsten Namen, wie Jeremias, Japhet, Dina; dennoch sind im Allgemeinen bei allen Confessionen die Namen aus dem Evangelium die häufigsten: Josef, Johann, Stephan, Paul, Elisabeth, Maria, Magdalena. Die Kirche selbst wachte darüber, daß ungewohnte Namen nicht unnöthig in Umlauf gelangten, und wenn etwa die Hebamme das Wort „Apollonia“ wisperte, klang es in der lauten Wiederholung des Geistlichen „Sarah“.

Auf dem Rückweg von der Taufe halten die Gevattersleute vor der Küchenthüre an, wo eine alte Frau sie empfängt: „Was bringt ihr?“ — „Ein unschuldig Lämmchen, die Freude des Tages, die Ruhe der Nacht“, antworten die Pathinnen, indem sie das Kind seiner Mutter übergeben, die es küßt und in die Arme des Vaters legt. Von da aus macht es nun die Rundreise von Arm zu Arm, von Fuß zu Fuß, bis es endlich aus der Hand der Hebamme wieder dorthin gelangt, wo es am besten aufgehoben ist.

Das Tauffest ist von zweierlei Art. Entweder es ist ein eigentliches Taufmahl und besteht aus einem gleich nach der Taufe aufgetragenen, kurzen Frühstück, an dem nur die Gevatterinnen theilnehmen. Kein Mann darf dabei zugegen sein und es wagt auch keiner einzutreten, denn er weiß, daß man ihm sofort seinen Hut pfändet, den er dann förmlich auslösen muß. Oder man bereitet einen festlicheren Tauffchmaus, der nach völliger Genesung der Mutter, oft erst nach zwei oder drei Monaten, in Gesellschaft der eingeladenen Gevattern, Gevatterinnen und näheren Verwandten unter fröhlicher Musik begangen wird. Ein solcher Schmaus dauert gewöhnlich bis Mitternacht und gar manchemal klingt das Glas an, auf das Wohl des Kleinen: „Von Elisabeth gemeldet, von Maria empfangen, von Josef genährt, mein süßes Kind Jesus, laß dieses Kleine wachsen!“ sagt die Taufpatzin, — „Von Abraham verkündet, von David gesungen, von Johannes getauft, mein süßer Jesus, befehle dieses Kind zur Taufe!“ (Szegegin.) Beim Fortgehen küssen die Gevatterinnen die Gevatterin der Reihe nach, wobei sie ihr dem Pathenkinde Zugesprochenes an Banknoten oder Silbergeld geschickt unter das Kopfkissen der Mutter practiciren; auch ein nach Belieben bemessenes Geschenk für die Hebamme wird hinzugefügt.

Die Mutter ist während ihres ganzen Wochenbettes es durch die „Gevatterschüssel“ reichlich versorgt, welche die Gevatterinnen tagtäglich, mit so schmackhaften Speisen beladen, persönlich darbringen. Ihr erster Ausgang gilt der Kirche, je, wo man bei dieser Gelegenheit an manchen Orten auch das Kind hinträgt. Später macht sie der Reihe nach die Besuche bei den Gevattersleuten ab; das Kleine ist natürlich mit und wird reichlich mit Eiern beschenkt, was seiner Gesundheit sehr zuträglich sein so soll.



Taufe in einer Dorfskirche.

Da von Kindern die Rede ist, mag es passend sein, hier auch die Schulwerbung zu erwähnen, welche in früheren Zeiten an vielen Orten gebräuchlich war. Am Gregorstag, mit dem das Schuljahr begann, schickte der Schulmeister einige mehr erwachsene Schüler mit Fahne und Trommel auf Werbung aus. Diese traten der Reihe nach in jedes Haus und sangen das Lied des Doctor Sanct Gregorius:

Doctor Sanct Gregors, des berühmten Lehrers, Tag ist gekommen,
 Nach alter Sitte lenket die Schritte zur Schule, ihr Frommen,
 Der Eltern Freude, ein Perlegeschmeide, ihr Kinder all',
 Gott winket euch, euren Eltern zugleich, folget a allzumal.
 Habt ihr für jetzt kein frisches Studentlein aus e euren Blut,
 Gebt uns ein Feder auf Tinte und Feder ein E Schärlein gut!"

Dieses uralte Lied hat auch eine volkstümliche Variante, die folgendermaßen beginnt:

„Burjche, Dirnen, kommt, laßt zur Schul' uns gehen,
 Können doch nicht ewig nach dem Breitopf sehen.
 Gut ist unser Lehrer, keiner von den Steifen,
 Läßt im Sommer selbst auf dem Eis uns schleifen.“

Das junge Volk wartete schon überall mit gefülltem Hänzlein oder Körbchen und ging der Fahne nach, durch das ganze Dorf; bei jedem Hause wurde die kleine Armee größer, bis endlich die Kunde um das Dorf gemacht war und der Triumphzug in den Schulhof stattfand. In der Schule wurden sie auch nicht gleich in's Loch gespannt, sondern durften ein paar Wochen lang spielen. Unterdeß schnitzte der Vater seinem Jungen eine kleine Handschaukel, auf welche der Lehrer ein mit Buchstaben (dem kleinen und großen Alphabet) vollgeschriebenes Papierblatt klebte; dies war das erste Lehrbuch.

Was die Mahlzeiten betrifft, folgte auch die Schule dem häuslichen Brauche des Volkes. Da dieses täglich vier Mahlzeiten hat, deren zwei zwischen die Schulstunden fallen, so nahm sich jedes Kind — der Knabe im Ranzen, das Mädchen im kleinen Korbe — Frühstück und Imbiß mit; der Lehrer bestimmte die Stunde, wann zugegriffen werden durfte. Vor und nach dem Essen wurde gesungen und gebetet; nachher gelüftet. Hierauf folgte das Auffagen der Lectionen, oftmals belebt durch „Kukuruzrebeln“, Volckflauben, Tabakglätten und dergleichen. Überhaupt besorgten die Schulkinder dem Lehrer alle häusliche und zuweilen sogar die leichtere auswärtige Arbeit (Heusammeln) und manches aufgewecktere Dirnchen ging aus der Hand der Lehrersfrau als fertige Kochkünstlerin hervor. Das Um und Auf der Lehrmittel bestand aus einer Wandtafel, aber den Hasenfuß dazu hatte der Lehrer selbst geschossen. Der Gemeinde erwachsen kaum irgendwelche andere Realunkosten, als das alljährliche Ausweißen, denn den Kindern lag es ob, das Innere der Schule reinzuhalten, ja an manchen Orten sogar das Heizen, zu welchem Zwecke in waldigen Gegenden jeder Schüler verpflichtet war, von Allerheiligen bis Georgi jeden Vor- und Nachmittag ein Stück Holz mitzubringen. Für den allwöchentlichen halben Feiertag — der aber im Schulhose spielend verbracht wurde — erhielt der Lehrer eine „Iusus-Ablösung“ und zwar von jedem Kinde einen Kolben Mais, oder ein Ei, in dessen Besitz sich das Kind nicht immer auf redliche Weise gesetzt hatte. Die Ablösung der Ernte- oder Weinlese-Ferien bestand in einer handvoll Ähren oder einem Körbchen Trauben. Auch die Gänse spielen in diesen kleinen Kapitolien eine große Rolle, denn ihre Flügelfedern bekam sammt und sonders der Schullehrer, der dieselben zur Hälfte für die kleinen Schriftgelehrten zu „aptiren“ hatte. Dem Schullehrer gebührte auch das Tintengeschäft, welches auf Grundlage eines uralten Tintenreceptes des Professors Martinus ausgeübt

wurde, nicht ohne gelegentliche Fälschungen, wenn statt der edlen arabischen Galläpfel das schöne Surrogat gewisser Waldbeeren verwendet wurde. An vielen Orten, besonders in kleineren Gemeinden, bekleidete der Lehrer auch das Amt des Notärs.

Obgleich der Schulbesuch nicht obligat war, kam es doch, besonders in den Dörfern, selten vor, daß ein Kind die Volksschule nicht absolvirte oder gar der Schule ganz fern blieb. Die Mannigfaltigkeit dessen, was da gelernt wurde, war nun freilich nicht groß; den größten Theil des Lehrstoffes bildeten religiöse Gegenstände, wie denn auch der größte Theil der Zeit mit religiösen Übungen verging, zu denen auch das Läuten der Glocken gehörte. Die Knaben lernten übrigens ganz gut schreiben und rechnen, wogegen die Mädchen im Schreiben nicht geübt wurden. Gegenwärtig ist der Schulbesuch der Kinder gesetzlich überwacht; die Schulen werden zahlreicher und größer; ihre Gebäude wetteifern an Nettigkeit und Solidität der Einrichtung. Die ordnungsmäßigen sechs Jahre macht zwar nicht jedes Kind durch, ohne jeglichen Schulbesuch wächst aber doch selbst im großen Maß, wo infolge der Gehöftwirthschaft der Schulgang auf fast unüberwindliche Schwierigkeiten trifft, höchstens ein Procent auf.

Tod, Trauer. — Die Bestattungsgebräuche in Ungarn sind größtentheils identisch mit denen der anderen Völker Europas, da sie in gleicher Weise entstanden sind und sich entwickelt haben. Die Krankenbesuche, das Ankleiden der Todten, die Schmückung der Burschen mit Blumen, der Mädchen und Kinder mit Kränzen, das ewige Summen der Glocken, die beständige Nachtwache unter Absingung von Trauerliedern ist, wie anderwärts, auch in Ungarn gebräuchlich.

An der Nachtwache betheiligen sich die Verwandten, Nachbarn, guten Freunde, besonders aber die sangeskundigen Männer und Frauen, welche die Zeit bis Tagesanbruch mit der Absingung verschiedener Trauer- und Abschiedsgeänge und mit dem Rühmen des Todten zubringen. In den Pausen macht auch etwa was Getränke als „Kolophonium“ die Runde. Diese Geänge sind im Volke handschriftlich vorhanden, und gar mancher ist durch Form und Inhalt den allverbreiteten liturgischen Geängen ebenso überlegen wie die Methodik ihrer Säger der amtlichen Organe.

Der Klagegesang, in dessen rhythmischen Sätzen die Frau unter dramatischen Geberden die Hauptereignisse aus dem Leben ihres Todten aufzählt und ihrer Trauer um ihn Ausdruck verleiht, ist in der That schön und ergreifend:

„O meine Seele, meine Taube, mein treues Gespan!
O Leben meines Lebens!
Dein Tod ist mein Tod.
In weissen Hand hast du mich hinterlassen?
Wer sieht mich noch an mit schönen klugen Augen?

Wer sagt noch zu mir: meine liebe süße Blume?
Ach, könntestest du doch mich schelten, mich schmähen!
Ach, sprächestest du nur ein Wort zu mir!
Wie froh wollt' ich es tragen, wie von Herzen es hören.“

Doch steht es nur der Gattin oder Mutter zu, ihre Klage so in Liedesform zu fleiden. Die jüngeren Frauen und die Mädchen schluchzen still vor sich hin, die Männer stehen barhäuptig, mit verhülltem Gesicht am Kopfende des Sarges.

Nicht selten flechten sich in den Klagegesang Sprichwörter und ganze Volksliederstrophen. So erschallt um einen Jüngling, der schlimm geendet, die Selbstanklage der Mutter:

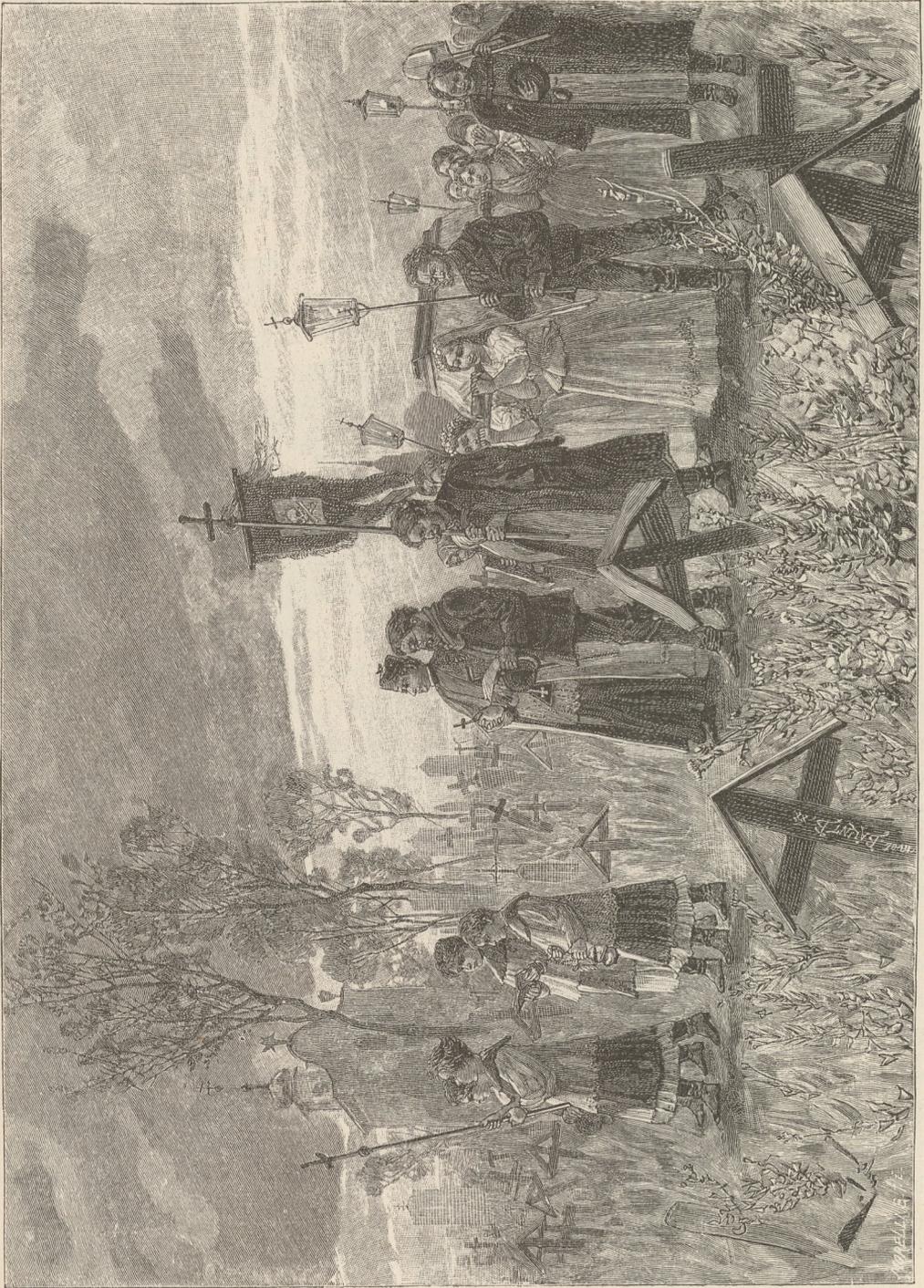
„Deine Mutter war ich,
Hab' dich nicht erzogen, —

Warst ein biegsam Zweiglein,
Hab' dich nicht gebogen. . .“

Nachdem der Abschieds- und Trauergesang verklungen, setzt sich das Leichengefolge vom Hofe aus in Bewegung. Die nächsten Verwandten heben den Todten auf, wobei sie besonders darauf achten, daß er nicht mit dem Kopfe, sondern mit den Füßen voraus hinweggetragen wird. Eine ganze Schar Sängerknaben und Schulkinder geht voran, ihnen folgt das geistliche Personal, diesem der Todtenwagen, dem die Trauernden, die Frauen mit verhülltem Gesicht, die Männer mit abgenommenem Hute, folgen. Hinterdrein wogt das Gedränge des Publikums; meist ist die Zahl derer, die die letzte Ehre erweisen, stattlich, ja sehr beträchtlich, zuweilen strömen ganze Volksmengen zusammen. Selbst das ärmlichste, verborgenste oder verschollenste Leben erhält in Ungarn Dank der allgemeinen Pietät die letzte Weihe eines ansehnlichen Todtengefolges. Man geht mit bis ans Grab und verweilt dort, bis das Holzkreuz eingesetzt ist. In der Regel schlägt der Leichenzug, selbst wenn es einen großen Umweg kostet, die Hauptstraßen ein. Wenn man das Grab verläßt, geht man nicht gleich nach Hause, sondern zerstreut sich im Friedhofe, Jeder sucht seine eigenen Todten auf und neigt sich auf ihr Kreuz nieder, um mit ihrem Staube stille Zwiesprach zu halten.

Ein Bursche wird durch Burschen, ein Mädchen (im blauen Sarge) von Mädchen und Burschen abwechselnd auf die Arme oder hier und da auf die Schultern gehoben, auf „Sanct Michaels Rößlein“ (volkstümlich für „Todtenbahre“) hinausgetragen. Den Musikanten ehren seine Banda=Genossen mit einer Trauermusik.

Wie bei Hochzeiten, so liebt man auch bei Begräbnissen den Prunk. Vom Spital oder von der Todtenkammer aus bestattet zu werden, wäre jedem ein entsetzlicher Gedanke. Selbst im ärmsten Hause wird der Todte auf einem reinlichen, geschmückten Katafalk ausgestreckt und bekommt seine Nachtwachen. Wie die Braut, so nimmt auch der Todte seine Ausstattung mit sich. Sammtdecken, kupferne oder silberne Buchstabenmägel, die kirchliche Assistenzen, die Sängerknaben, der Abschiedsbesung, dessen Sänger (der Kantor) an manchen Orten für die namentliche Erwähnung jeder einzelnen Person einen Gulden gutes Geld bekommt, der Leichenzug mit seinen prächtig behangenen Pferden, die Gräfte, Grabsäulen, kunstvollen Kreuze und Statuen, das Alles vertheuert die Trauer, aber das

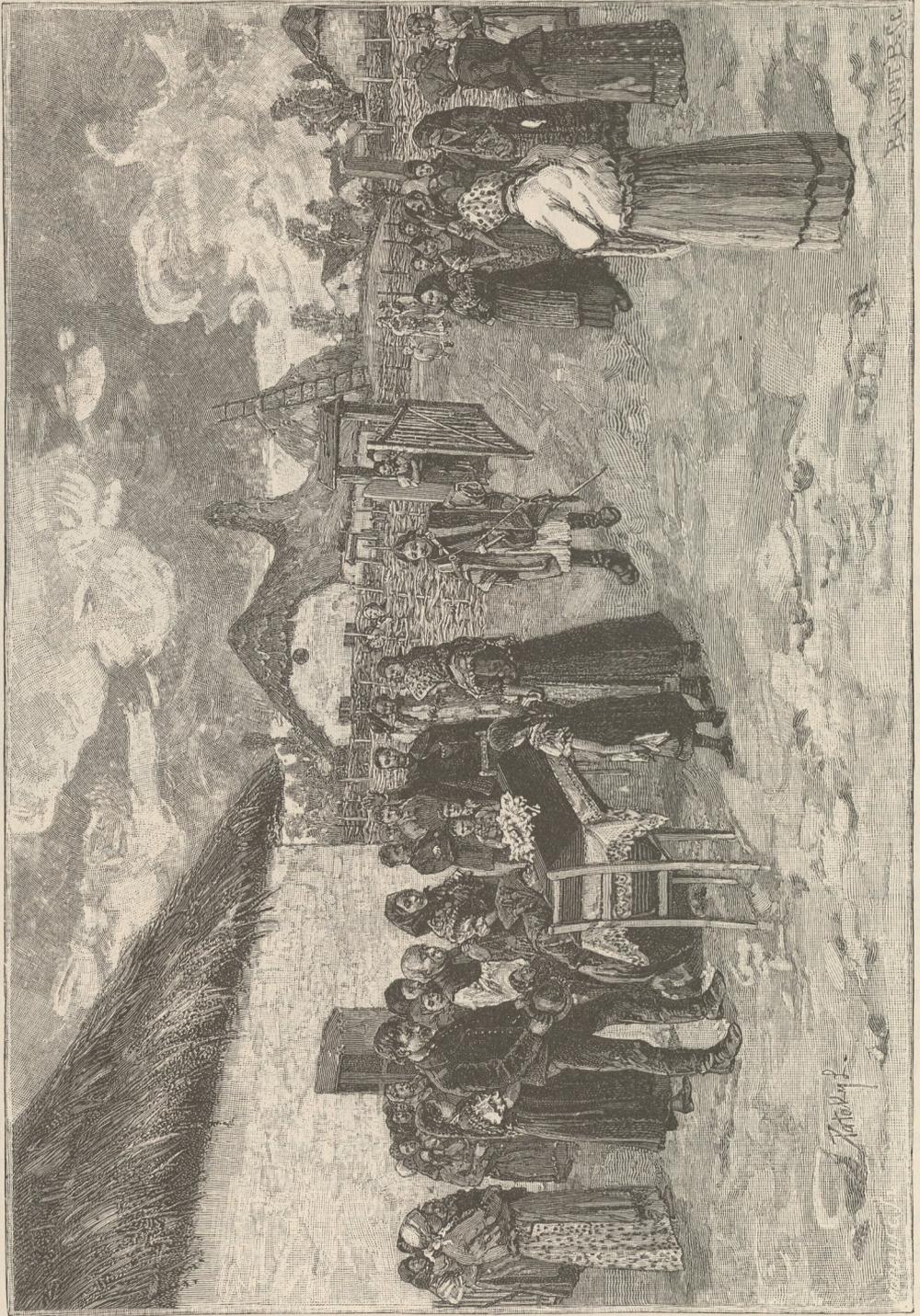


Beleuchtung eines jungen Mädchens in Sospigen.

kümmert Niemanden. „Es war sein, mag ers mit sich nehmen“, pflegt man zu sagen. Es ist, als sähe man die alten Hunnen und Awaren, wie sie dem Todten seine beste Habe: Bogen, Köcher, Streitroß ins Grab mitgeben. Und auch das alte Todtenmahl besteht noch; seine Wildheit hat das Christenthum wohl gemäßigt, seine Üppigkeit weniger. Wie zu den Hochzeiten, so drängt sich auch zu den Trauerhäusern der Bemittelteren das arme Volk heran und Jeder verläßt mit einem Kleidungsstück oder einem vollen Topfe getröstet das Haus, wo der Leichenschmaus stattfindet.

Die ungarischen Friedhöfe stehen jetzt voll mit schimmernden Grabsäulen und dunkel schattenden Akazienhainen. In einzelnen größeren Städten, wie Körös, Halas, Hajdu-Böshörmény, Debreczin, sind sie wahre Wälder oder Parke. Das war aber nicht immer so. Vor alters konnte man auf den ersten Blick erkennen, welcher Confession ein Friedhof angehöre. Die Römisch-Katholischen und Evangelischen u. C. pflegten ihn mit zarter Sorgfalt wie einen Garten, während die Reformirten ihn fast ostentativ vernachlässigten. Nicht als ob sie weniger warm von Gemüth wären. Sie wollten dadurch die stolze Verachtung des Vergänglichlichen ausdrücken und eine Trauer, die sich selbst vernachlässigt. Dies sieht man noch jetzt ihren schwarzbemalten, klastert hohen, thurmartigen Grabmälern an, wie sie vielgekerbt und knopfschmückt über den Grabhügeln emporstarren, diesseits der Theiß lothrecht stehend, jenseits der Theiß vornüber geneigt, und nicht minder auch jenen ganz unbehauenen und jeder Inschrift ermangelnden Felsstücken, mit denen sie ehemals die Grabstätten ihrer hervorragenderen Männer bezeichneten. Seitdem hat sich auch die Starrheit des Calvinismus gemildert, jeder Grabhügel, wohlgepflegt und mit einer Inschrift bezeichnet, verkündet die Pietät der Lebenden. Die häufig vorkommenden Buchstaben A. B. F. R. A. bedeuten „a boldog feltámadás reménye alatt“ (in der Hoffnung der seligen Auferstehung). Ist auf dem Hofe oder im Weingarten des Ungars ein dürrer Akazien- oder Eichenstamm vorhanden — und wenn nicht, so sucht er sich einen zu verschaffen —, so bezeichnet er ihn schon Jahre vorher als sein dereinstiges Grabdenkmal; es wird sich schon ein Frommer treffen, der ihm die Kreuz- oder Thurmform gibt und ihn auf dem bestimmten Grabe aufpflanzt, welches Grab übrigens nicht gleich nach dem Verscheiden seines Inhabers, sondern erst am Begräbnißtage gegraben werden darf. Aber auch das Todtengewand wird lange vorher bereitgehalten, und jahrelang liegen die Begräbnißkosten sicher verwahrt auf dem Grunde der Truhe, ja der Grabstein sogar liegt längst auf dem Hofe draußen, und, um Kosten zu sparen, ist zuweilen selbst der Name der Ehefrau darauf schon mit eingegraben, da sie ja doch früher oder später sich auch neben den Gatten hinlegen wird.

Der Sarg besteht bei armen Leuten aus etlichen Fichtenbrettern, da aber die Pietät niemals arm ist, werden diese schwarz angestrichen. Der höchste Wunsch in dieser Richtung



Beerdigung auf dem Dorfe.

ist ein Sarg aus Rußholz. Der reine, von keinem Wurm benagte duftige, zähe Rußbaum ist der heilige Baum des ungarischen Volkes.

„Gebe Gott Glück und Ruh',
Aus Rußholz einen Sarg dazu.“

Rechnet man dazu noch den Abschiedsgefang, der von amtlichen Lippen unseren Verdiensten gewidmet wird, und ein Bischen Predigt, damit man der gangbaren Redensart nach „ein Todter mit Predigt werde“, so hat man wohl Alles erreicht, was diese Welt als letzte Abfindung dem Sterblichen gewähren kann.

Hausbau, Hauseinrichtung. — Könnte man sämmtliche Wohnstätten der Magyaren gleichzeitig überblicken, so ließen sich die Dörfer der gewesenen Hörigen leicht von den privilegierten oder kleinadeligen Niederlassungen unterscheiden. Sene sind im Allgemeinen besser geordnet, haben gerade Straßen, geräumige Höfe, wie das eben auf das wohlüberlegte Machtwort des Gutsbesitzers planmäßig zustandekommen. Die anderen dagegen sind ohne Plan gebaut, nach Jedermanns Belieben kreuz und quer, labyrinthartig, mit engen krummen Gäßchen, aber gleichfalls mit ansehnlichen Innenräumen, aus welchem Wust die breiten Höfe der wohlhabenderen Landwirths und die meist am Stadt- oder Dorfsende (am „Schafraim“) befindlichen Herrenhäuser mit ihren Gärten hervorstehen.

Bisher hat in Ungarn das magyarische Volk des Alföld, und unter diejem besonders der jazygisch-kumanische Theil, der noch in den leztvergangenen Jahrhunderten ein halb-nomadisches Leben führte, seinen Wohnhäusern im Hinblick auf Festigkeit, Ausschmückung und bequeme Einrichtung am wenigsten Sorgfalt zugewendet. Wenigstens steht sein Haus nicht im Verhältniß zu seiner Wohlthätigkeit, was sich aus der Natur der Gehöftwirthschaft erklären läßt.

Schon bei dem Baumaterial sind die Leute nicht wählerisch und können es gar nicht sein. Vor alters galten schon Luftziegel als Luxus. Sie bauten ihre Häuser mit Stampfmauern, entweder im „Schwalbenbau“, das heißt aus Roth, der mit Stroh oder Häcksel gemengt durch Pferde getreten und mit der Heugabel aufgetragen wurde, oder aus trockenem Lehm, den man zwischen Brettern mit dem Kammkolben feststampfte. Zum Dach nahm man Stroh oder noch lieber Rohr, das dem Alföld-Magyaren sehr zusagt, da er es für seine Zwecke dienlicher findet als jedes andere Material. In seiner Baukunst gilt das Rohr so viel, wie in seiner Bekleidung der Suba-Pelz. Im Sommer hält es kühl, im Winter warm; Getreide und andere Lebensmittel bleiben darunter ganz heil. Auch ist es das Billigste, denn die Wiesen, Riede, Teiche des Alföld sind mit schönem Rohr bewachsen; daher ihm denn auch das Austrocknen und Canalisiren der Rohrümpfe sehr wider den Strich geht. Er behauptet, daß ein Landstrich, der gutes Rohr hervorbringt, nicht einmal mit Reis bepflanzt so viel eintragen kann, als sein Rohr werth ist. Ferner ist das Rohr

dauerhaft, dauerhafter als Holzschildeln; ordentlich im Stand gehalten, hält es seine fünfzig Jahre. Endlich sieht es auch schmuck aus; ein schön aufgeschlagenes Rohrdach fesselt das Auge. Und man schlägt es so tadellos auf, daß „nicht einmal der Hobel einen Span loskriegen könnte“, wie es auch thatsächlich an manchen Orten gehobelt, das heißt zugestutzt wird.

Zum Hausbau ruft sich nur der Stadtbewohner Handwerksleute, und auch der muß schon wohlhabend sein. Maurer, Wandstampfer, Zimmerleute, Tischler, das Alles kommt



Wohnstube eines Landwirthes in Neeskemét und Grundriß seines Hauses.

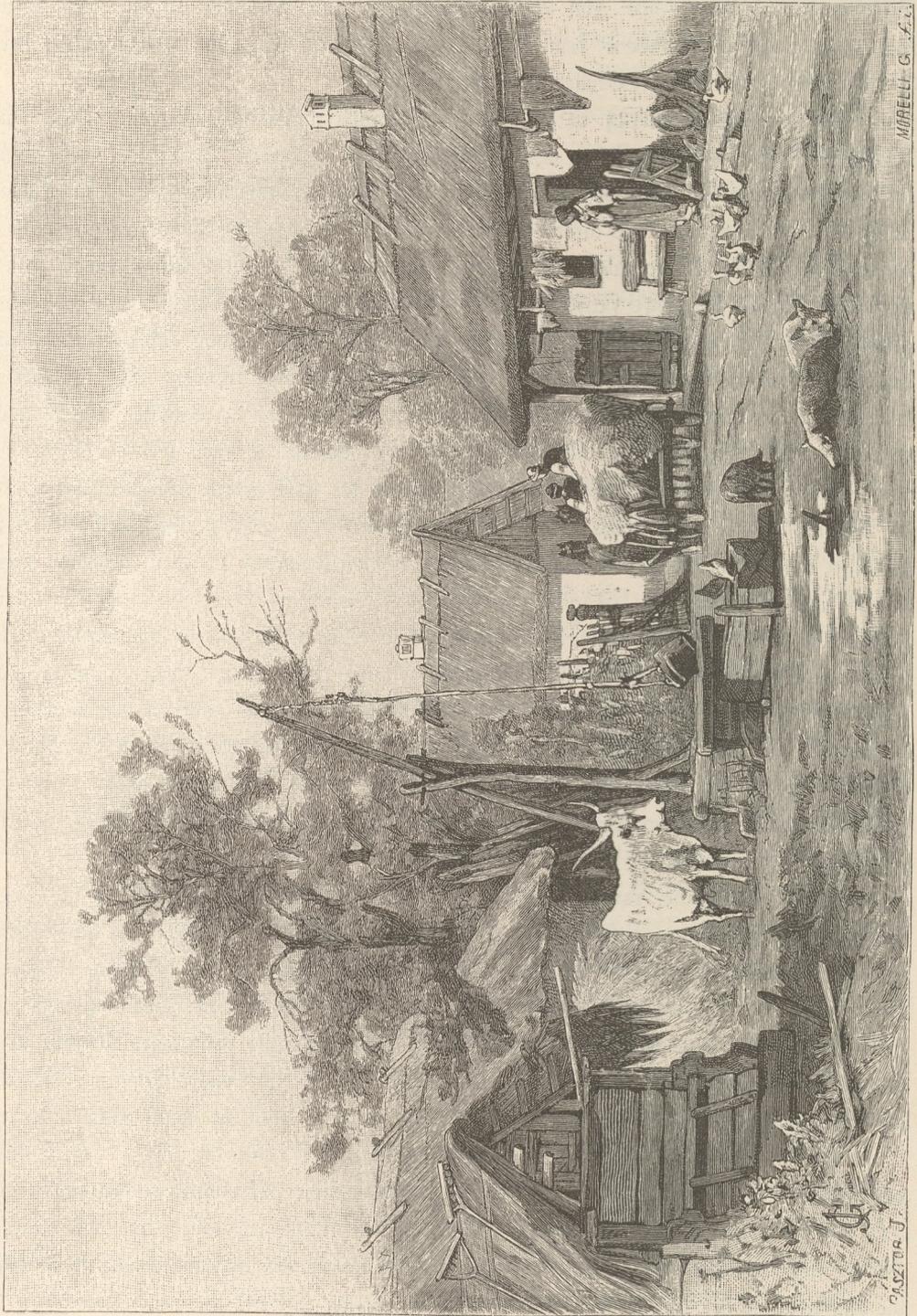
in der Verwandtschaft vor und in der That ist das Behauen, Bemessen und Zusammenfügen der Bauhölzer nichts weniger als das Privilegium der alles Lobes würdigen ungarischen Zimmerleute. In jedem Dorfe gibt es eine Menge Tausendkünstler, welche alle Kniffe derartiger Constructionen kennen, sie construiren ohne Winkelmaß und behauen ohne Schlagschnur; überdies verklammern sie Reutern und Maschinen, erfinden Mühlen und Uhren, bauen den Webstuhl, der ehemals in keinem ungarischen Hause fehlte, bereiten Himmelbetten u. s. w.

Auch mit dem Zaun ist der Ungar bald fertig. Sogar aus Stroh weiß er, wenn auch nicht dauerhafte, doch ganz hübsche Zäune zu binden. Auch der „Schwalbenbau“ gibt gar keinen üblen Zaun ab, wenn er nur gehörig gepflegt wird. Alles dies mußte so sein,

da im ganzen Alföld kein festes Baumaterial vorkommt, kein Stein, kein Nadelholz, kein hartes Holz, ja an vielen Orten sogar der Stoff für Ziegel fehlt, wie nicht minder das Holz zum Ziegelbrennen. Noch jetzt werden hier die Ziegel mit Stroh gebrannt.

Wie mangelhaft aber auch diese Baustoffe sind, von Reinlichkeit schimmern die Häuser der Alföld-Magyaren innen und außen; obgleich sie den Kalk weither zu doppelten Preisen beziehen müssen, sind ihre Häuser weißer als dort, wo der Kalk her ist, und wenn ihre Zimmer und Hausgänge nur gestampfte Erde kennen, so werden sie doch wenigstens jede Woche sorgsam mit gelber Erde ausgestrichen. Der Mauerrand erhält unten einen hellblauen Saum, etwa einen Fuß hoch, im Übrigen liebt man das Weiße, jede andere Farbe läuft da dem allgemeinen Geschmack zuwider.

Der Ungar hält an seinem geraden Hause fest (schon aus Sparsamkeit, denn so viele Ecken, so viel Maurertagelöhne im Jahre); die Rückseite wendet es gegen Norden und hat keinerlei Vorsprünge und Anhängsel. Dieses Haus kehrt seine sechs bis acht Meter breite Stirne mit einem oder zwei Fenstern der Straße zu, wo ihm zuweilen ein schmales Blumen-gärtchen vorgelegt ist. Ursprünglich war — der inneren Einrichtung entsprechend — ein einziges Fenster die Regel; zwei Fenster brachte man nur der äußeren Zierde zu Liebe an. Die Länge des Hauses beträgt sechzehn bis dreißig Meter. Es hat unabänderlich drei Abtheilungen: das „Großhaus“, die Küche und das „Kleinhaus“. Das der Gasse zugekehrte sechs bis sieben Meter lange „Großhaus“ (die große Stube) hat in seiner Ecke zunächst der Thürangel den Ofen stehen, und zwar in waldigen Gegenden einen Kachelofen, im ganzen Alföld aber einen sogenannten „hubos“, den für Strohheizung bestimmten, aus Lehm gefügten, weitbauchigen Schober- oder Altweiber-Ofen, in dessen Aufrichtung auch die Weiber viel Geschicklichkeit entfalten. Um den Schober-Ofen her zieht sich eine breite Ofenbank mit mehreren Accessorien, als da sind: der „Ofenwinkel“, der Aufbewahrungsort für Essigflaschen und kleineres Hausgeräth, wie auch gelegentlich Arrestplatz für ungehorjame Kinder, dann das „Ofennest“, das mit abgetragenen Kleidungsstücken ausgepolsterte Faulbettchen der kleineren Familienglieder. In dem Winkel dem Ofen gegenüber sieht man die Tischbank, an deren Ecke in einem weißen runden Korbe, mit dem Tischtuch bedeckt, der Brodlaib liegt. Davor steht der Tisch. Längs der fensterlosen Wand, welche in die Linie des Ofens fällt, stehen zwei Betten, aufgebettet, ja fast bis an die Zimmerdecke mit schwellenden Flaumentkissen beladen, während die Ecke rechts ein großer Kleiderschrein (Lade) einnimmt, über der sich ein Zapfenbrett befindet. Diesem entlang reihen sich Teller aus Zinn und weißem Steingut, unter denen auf den Zapfen blumig glasierte Krüge hängen. Die Decke des Zimmers ruht auf dem starken, quer unter ihrer Mitte durchgezogenen Hauptbalken („Meisterbalken“), der dem Ungar zugleich als Bibliothek dient. Da verwahrt er seine Bücher, das ist die Historienbücher, den Kalender und andere Kleinigkeiten.



Hof eines Landwirthes im Stfölb.

Beileibe nicht die Bibel, die sich sammt dem Gesang- und Gebetbuche in der glänzenden Schublade („sublót“) unter dem Spiegel oder, wo eine solche nicht vorhanden, in der Fensternische, auch ein vornehmer Platz, befindet.

Die zweite Abtheilung ist die Küche mit Geschirr und Kesseln in großer Zahl. In der Küche steht auch der fünfzig Centimeter hohe, weiß gehaltene „Sesseltisch“, den man im Sommer unter den Hausgang oder unter den Maulbeerbaum hinausträgt, mit einem Tischtuch deckt und dann Schemel rings herumstellt, um das Abendbrod einzunehmen. Dies ist der kleine Speisesaal des Ungars. Auf die Teller, selbst wenn es welche gibt, wird keine Speise herausgeschöpft. Jeder löffelt aus der großen Schüssel, und zwar in größter Ruhe, um nicht als Heißhungriger dazustehen; auch setzt man sich nicht nahe an den Tisch, sondern ziemlich weit weg, aber das Tischtuch wird trotzdem nicht fettfleckig, denn man hält unter den vollen Löffel, während er den Weg von der Schüssel zum Munde zurücklegt, einen Brodranken als Unterjaß. Im „Großhause“ drinnen wird den Sommer über nur bei Anwesenheit eines ansehnlichen Gastes der Tisch gedeckt. Die Küchenthür ist bei Tag immer offen, nur ein Lattenpfortchen und die daran gehängte Peitsche halten das Geflügel ab, das immer gern hinein möchte; aber auch Nachts ist sie offen, denn ein oder das andere Mitglied der Familie, meistens der erwachsene Haussohn, schläft in der Küche, das Kopfkissen auf die Thürschwelle gelegt. Aus der Küche gelangt man endlich in die dritte Abtheilung, das vier bis fünf Meter lange „Kleinhaus“ (kleine Zimmer), wo sich die Familie bei Tage aufhält. Diese drei Abtheilungen sind auch bei armen Leuten unerläßlich, bei den wohlhabenderen öffnet sich dann noch das Kleinhaus in die Speisekammer, welche sich über dem Kellerhals befindet, weiterhin folgt die große Kammer (Fruchtspeicher), ja manchmal auch noch, unter das nämliche Dach mitbezogen, Stall, Schuppen und Scheune.

Längs dem Hause, wenigstens vor den Wohnzimmern, zieht sich ein ein bis zwei Meter breiter Hausgang auf steinernen oder hübsch geschnittenen Holzpfeilern; darin sieht man allerlei Vorrathsräume des Hauses, oft einen Getreideschuppen, in der Donau-Theiß-Gegend aber das sogenannte „Gelsengarn“. So nennt man das im Hausgang stehende Bett, welches ein vom Plafond bis zum Boden herabreichendes florartiges Gewebe von Hausgespinnst umgibt, um die Mücken abzuhalten, ohne die Luft auszuschließen. Dies ist die Schlafstelle der jüngsten oder ältesten Frau, so lange nicht die ärgste Kälte eintritt.

Auch in den größeren Städten (Debreczin, Kecskemét) bauen die „cives“ (die Classe der bäuerlichen Landwirth) ihre Häuser nach diesem Plane und richten sie dergestalt ein, nur mit dem Unterschied, daß der Hausgang breiter ist als gewöhnlich und sein an die Straße stoßendes Ende zu einem Stübchen mit besonderem Eingang abgetrennt ist, so daß die Gassenfronte drei mit grünen Läden versehene Fenster aufweist. Bei derartigen Häusern

fallen noch die steinernen Umfassungsmauern auf, welche, fast ebenjo hoch wie die Hausmauern, von einer starken Hausthür- und Thorconstruction durchbrochen sind.

Die „Tanya“ (Gehöft). — Aber der Ungar im Alföld hat zwei Häuser. Der Fremde, der über die kleineren Dörfer der Umgebung Budapests hinaus seinen Weg südwärts nach der großen Ebene von Klein-Rumanien oder östlich durch das große Flachland um Kecskemét und an der Theiß nimmt, findet bis nach Zombor hinab und nach Debreczin hinaus die weite Fläche überall hin mit Gehöften bestreut. Die „Tanya“ ist das zweite Haus des Alföld-Magyaren oder vielleicht gar das erste; wenigstens verhält sie sich zu seiner städtischen Behausung wie sein Wochentagsgewand zum Sonntagsanzug. Da seine Äcker weit von der Stadt entfernt sind, könnte er dieselben ohne Tanya gar nicht ordentlich bestellen. Wohnt der Landwirth selbst, ja sogar die ganze Familie draußen, so wird die Tanya eben so gut in Stand gehalten wie sein städtisches Haus, nur mit dem Unterschied, daß die Tanya keine Umzäunung hat. Statt des Zaunes sieht man, ebensovielen Festungswerken gleich, hinter dem Hause Obst- und Küchengarten, mit tiefen Gräben und Akazienreihen eingefast, dem Hause gegenüber die Ställe, am Ende des Hauses Schafhürden, Heuschuber, Strohhristen, vor der Fronte des Hauses den Blumengarten, ebenfalls mit einem Graben oder einer lebenden Hecke umfriedet, und wo noch etwas freier Raum bleibt, dahin kommt die „Bastei“, was nach Alföld (kleinrumanischem) Sprachgebrauch nichts Anderes bedeutet, als daß man dort allen erdenklichen Rehrich des Hofes, alles Unkraut und Trümmerwerk auf breiter Grundlage in Form einer länglichen, auf beiden Seiten nach Möglichkeit senkrecht zugeschnittenen Wand aufschichtet, ähnlich jenem lebendigen Zaun, den man in Weingegenden aus Weinreben Jahr um Jahr höher aufzubauen pflegt. Obgleich also die Tanya nicht eigentlich eingezäunt ist, hat sie doch nur einen Haupteingang, der durch eine größere oder geringere Zahl von Hoshunden bewacht wird.

Ist das Tanya-Gebäude vernachlässigt, so beweist dies, daß es nicht vom Herrn bewohnt wird. Seine Stelle nimmt in diesem Falle der „Gärtner“ ein, dessen Beschäftigung im Allgemeinen seinem Titel nicht entspricht, da er sich um nichts weniger kümmert als um den Garten. Darum heißt er im Kecskeméter Lande nicht Gärtner, sondern „Gehöftsmann“ (gányó), dessen Aufgabe die Geflügelzucht ist, wie er denn auch Hunderte von Gänsen, Hühnern, Truthühnern und so fort auf Halb- oder Drittelpart züchtet.

Hier und da sieht man unter den Tanyas des Alföld auch noch die sogenannten „Putri-Hütten“. Es sind dies in die Erde hineingewühlte, mit Rohr gedeckte Räumlichkeiten, etwa einer Kellerwohnung ähnlich, die Wände mit Brettern oder lehmbestrichenem Heckenwerk gefüttert; wo die Feuchtigkeit des Bodens keine Grube zu graben gestattet, da baut man die „Putri-Hütte“ auf flachem Boden aus geschickt gefügten Rafenstücken. Da wir von Gebäuden und Bauweisen sprechen, seien hier einige bemerkenswerthe Umstände

erwähnt, welche dem Alföld-Magyaren zur Ehre gereichen, ja ihn in gewisser Hinsicht sogar rehabilitiren.

Obgleich die weithin gedehnten Städte und Dörfer der Ungarn im Alföld aus primitivem Material errichtet und mit feuergefährlicher Bedachung versehen sind, kommen dafelbst Feuersbrünste doch nur selten vor. Mit Stroh wird geheizt, ja sogar gekocht und gebacken, in den ungedeckten Ställen brennt das Feuer den ganzen Tag und im Kreise um die Glut her sitzen die Nachbarn, die Pfeife schmauchend, und entscheiden die Geschehnisse von Stadt und Land. Und trotzdem vergehen Reihen von Jahren, ohne daß in solchem Labyrinth von niedrigen, rohgedeckten Häusern ein Schadenfeuer ausbräche, und während der letzten vierzig Jahre ist von der Donau bis zu den Biharer Bergen und von der Mátra bis an die untere Donau hinab in keiner ungarischen Stadt, in keinem größeren Dorfe ein bedeutenderes Brandunglück vorgekommen. Aus dieser Thatfache läßt sich jedenfalls zum mindesten folgern, daß dieses Volk ordnungsliebend, reinlich und vorsichtig ist. Aber es geht daraus auch hervor, daß es nicht rachgierig ist und am wenigsten zu heimtückischer Rache geneigt, da es niemals zum gemeinsten Werkzeuge dieser Rache, zur Brandstiftung greift. Und bricht doch irgendwo ein Feuer aus, so wissen diese zimmerkunstgewaltigen Landleute es bald zu bezwingen; ohne Rennen und Schreien, ohne Commandowort sogar heben sie stumm ihre Äxte, in wenigen Minuten sinkt das Dach in sich zusammen und die glühende Flugkohle, die der Sturm entführen will, erstickt in ihrer ehernen Hand.

Das Capitel der Rache sei hier noch mit den folgenden Bemerkungen gestreift. Auf dem magyariischen Gebiete des Alföld steht es im Allgemeinen besser um die öffentliche Sicherheit, als diejenigen vermeinen, die das ungarische Volk nur aus Schauerromanen und der Groschenliteratur kennen. Allerdings hat es sich über das Eigenthumsrecht besondere Begriffe gebildet, die mit dem geschriebenen Gesetz nicht durchaus übereinstimmen; den Jagd-, Fischerei-, Forst-, Weidegesetzen gegenüber findet es sich leicht mit seinem Gewissen ab und hält es für kein Capitalverbrechen, anzutasten, was die Natur „umsonst“ hergibt und „was von der Blüte aus wächst“ (Obstartiges); ja es passirt selbst größeren Landwirthen, daß sie ins verbotene Gehege treiben, so gut wie ihre halbwüchsigen Söhne nicht fragen, wem das Obst gehört, das sie wegstibigen; das mit Mühe und Arbeit erworbene Eigenthum aber wird geachtet, bemakelte Leute werden gemieden, Fehler sind gehaßt und verabscheut. Das leichtblütige junge Volk, wenn es etwas auszusechten hat, sucht den Gegner offen auf, es kämpft mit dem Knotenstock, nicht mit dem Messer. Sogar der Viehhirt bestimmt Zeit und Ort der Begegnung voraus und erscheint zum Kampf mit seinen Knechten. Erst beschließen sich die Gegner mit dem Wurfschleuderholz, einem an beiden Enden zugespitzten Pflocke aus hartem Holz, später greifen sie zu Weilschleuderholz (fokos) und



Antirungelstein.

Hafenstocf. Fälle von Wegelagerei, Raubanschlägen, Raubmord und rohem Blutvergießen sind auf dem Gebiete der Alföld-Magyaren am seltensten. Der Fremde, wenn er diesen wortkargen, ernstern, braungebeizten Leuten unterwegs begegnet, wie sie in ihrem umgewendeten Suba-Pelz die Straße entlang schlendern oder auf leichtem Dreigeßpanne, auf raschem Kößlein ihm entgegenjagen, ließe sich nicht entfernt träumen, mit welcher Freundlichkeit sie den Fremden in ihrem Hause oder an ihrem Pferch empfangen und mit welcher Sicherheit er unter ihnen reisen kann. Auf dieser großen Ebene betreiben höchstens die Schäferhunde berufsmäßige Wegelagerei.

Arbeit. — Bei der Arbeit helfen sich die Magyaren gerne gegenseitig aus. Bei Bauarbeiten darf Jedermann füglich nicht nur auf seine Verwandten und sämtliche Bekannten, sondern selbst auf Leute rechnen, mit denen er im „Zorn“ lebt, kurz das ganze Dorf hilft ihm, wofür die Sprache sogar mehrere eigene Ausdrücke hat. Das ist eine Pflicht, die Jedermann ebenso unweigerlich erfüllt als die des Wasserholens und Löschens bei einer Feuersbrunst. Den Lohn für solche Hilfe bildet nach gethaner Arbeit ein kleiner Weibetrunf (áldomás), zuweilen ein „Schönen Dank!“, worauf der, mit dem man im Zorn lebt, entgegnet: „Gern geschehen, Gevatter, schafft ein andermal, unseren Zorn können wir ja bei alledem behalten.“

Gewisse Arbeiten gelten als Unterhaltung und Feiertagsbeschäftigung. So das Rukfuzschleifen, das als allgemeines Stellbichein für Dirnen und Burtsche dient und von Dämmerung bis Mitternacht dauert, unter Lied und Scherz, Märchen und rothen Maiskolben, für die man einen Kuß zu kriegen hat. So geht das fort von Tag zu Tag, ja von Woche zu Woche. In Mondscheinmächten geht es ans Hansbrechen, dessen Getöse aber der Burtsche, der draußen die Pferde hüten muß, nur von weitem hört. Dann gibt es die Spinnstube, wo die Lieder entstehen, wo die Märchen, Sagen, Legenden wachsen und sich verbreiten, sprechende Beweise mancher seltenen Begabung für Erfindung und Vortrag, und wo man einen angezündeten Bergknäuel, der in die Luft geworfen wird, in Heiratsfachen befragt. Flammt der Berg noch in der Luft so auf, daß er verbrennt, dann ist die Hochzeit gewiß, fällt er jedoch brennend zu Boden, dann heißt es weiter warten. Hurtig rühren sich die Finger, in dichten Spiralen läuft der Faden die kreisende Spindel hinan, und es trifft sich mitunter, daß eine übermüthige Dirne auch das lange Haar des verliebten Burtschen in den Faden hineindreht, — doch daran ist der Burtsche schuld, was hat sein Haar dort zu suchen?

An vielen Orten liegt auch die Bewachung des Weingartens den Mädchen ob. Sobald die Trauben zu reifen beginnen, verläßt das gesammte Mädchenvolk das Dorf und begibt sich hinaus auf den Weinberg, um dort zu backen, zu kochen, mit großem Geschrei die Staare zu schrecken und so den Weingarten bis zur Reife zu bewachen.

Die Weinlese ist halb Arbeit, halb Feier — Arbeit, in insofern sowohl der Altbauer, obgleich seine kugelrund gewordene Hand die Pflugsterze schon lange nicht mehr berührt hat, als auch der Wohlgeborne Herr, der nur seine Knechte arbeiten läßt, wie nicht minder der Hochwohlgeborne Herr, in dessen Namen der Wirthschaftsbeamte Befehle ertheilt, an beiden Armen die Hemdärmel weit hinaufgestreift haben, während die Herren doctores medicinae und juris, ja selbst der Hochwürdige mit seiner fußgewohnten Hand rüstig nach der Tragstange der Aulse greifen und dem Weinleseesport t obliegen. Und ein Fest ist es, weil hinter den Lesenden kein Mensch den Aufseher spielt; sie leisten, so viel sie wollen, morgen ist ja wieder ein Tag. Mittags ist großes Essen, aber nicht zwischen vier Wänden, sondern auf dem grünen Rasen vor dem Hause oder unter dem großen Nußbaum. Auch wird nicht mit Silber gespeist, aus Blech sind die Löffel und die Messer haben eiserne Stiele. Um einen lahmen Tisch her werden lange Bretter über Tische gelegt, da setzt sich der Geladene wie der Ungeladene hin, beide sind gleich gern gesehen; — Brei mit Hammelfleisch, Weinlesekraut, Pörköltfleisch, Alles läßt sich dem von Lammbeinen auf zu diesem Zweck gemästeten Schöps abgewinnen unter Hinzuthun etlicher Schoten süßen, purpurrothen Paprikas, die ganz mitgekocht werden. Wessen Gesundheit auf schwarzen Kaffee eingerichtet ist, der bekommt auch den, nur darf er nicht etwa auf Porzellantassen rechnen, sondern man kredenzt ihm den Mokka in kleinen Weingläsern; er mag noch froh sein, wenn er keinen Eßlöffel dazu bekommt, sondern irgend einenn großmütterlichen Packfong-Kaffeelöffel, der aus der Verschollenheit irgend einer uralten Schublade zu Tage gefördert worden. Der Zigeuner wandert mittlerweile von Winzerhaus zu Winzerhaus; wo er just Mittags hinkommt, da bleibt er sitzen. Und den ganzen Tag knallen, zu nicht geringem Schreck des Weibsvolkes, die Frösche, diese kleinen Höllenmaschinen; nach Eintritt der Dämmerung aber flammen die Raketen auf, die eisernen Flinten der Weinhüter puffen drauf los und Berg und Wald werfen Knall und Lied zurück. Jeder Mensch wird zum Kinde.

Nicht nur auf den berühmten Weingebirgen geht es so her. Die lieblichen Abhänge von Somlyó, die lachenden Hügel von Baranya, die Lehnen der Mátra, die Kuppen von Arad, Meszmély, Szegszárd, Ermellék, Badacsony, Ofen, deier „Schooß der Königin“ im Bodrogköz, und so viele laubenbefränzte Hügel, so viele netektarströmende Brüste dieses reich gesegnete Land noch haben mag, alle sind sie weithin mit schmucken, einladenden Winzerhäuschen, Villen, Castellen bestreut. . . . Seid fröhlich! Das flache Alföld nimmt den Wettkampf mit euch auf. In den ungeheuren Sand-Weingärten von Debreczin, Halas, Körös und besonders Kecskemét, wo zwischen den einfachen, aber immer glänzend weiß getünchten Hauerhütten zahlreiche Villen sich erheben, schäumt die gute Laune ebenso frisch auf, und wenn einst der Ruf der Balle von Mád sich „über sieben Länder“ erstreckte und

die Weinlese in der Hegyalja als Gelegenheit zu politischen Berathungen benützt wurde, so kommt es auch im Alföld oft genug vor, daß auf den Weinlesen schwierige Fragen erörtert werden.

So weit der festartige Theil der Arbeiten; doch nun zum schwierigen.

Die schwerste Arbeit ist das Mähen. Vom Frühroth bis zum Abendroth, das Kreuz gebeugt, die Grashalme scharf an der Wurzel zu treffen, und wenn sie kurz und spärlich sind, mit noch größerer Kraft; hinter dem Vormäher nicht zurückzubleiben, der den Rand der regelmäßig oder unregelmäßig geformten Wiese gerade schneidet und während der ganzen Arbeitsdauer immer voran mäht; im Tact so fortzuschaffen und fortzuhämmern, bis das oft unabsehbare Grasmeer in Mahden geschlagen daliegt — das verlangt starke Männer. Auf den Marktplätzen der größeren Städte, besonders auf dem von Kecskemét, sieht man jeden Sonntag Morgen zu Tausenden, in compacten Massen die „armen Leute“ (in Szegedin „zweihändige Arbeiter“) stehen, aber wenn ihrer noch viel mehr Tausende wären, bis Mittag sind sie alle verschwunden, denn die Landwirthe packen sie schleunigst zusammen, zu zehn und zwanzig auf einen Wagen sammt dem Mundvorrath für eine Woche und führen sie fort auf eine weitentfernte Tanya zu vierzehntägiger Arbeit um sehr hohen Taglohn. Gegen Mittag sieht man auf dem Markte höchstens noch den „Betyár“ herumlungern, der aber nicht etwa ein Räuber ist, sondern nur die Hefe der Armut bildet, nicht kräftig genug für schwerere Arbeit, unbekümmert um das Morgen, unbedrückt von Familienjorgen, folglich Zeit genug hat, sich den ganzen Tag an der hellen Marktsonne zu wärmen wie ein Lazzarone, obgleich er es nicht unter seiner Würde hält, gelegentlich einen leichten Auftrag für ein paar Groschen schlecht und recht auszuführen.

Im Vergleich zur Mäharbeit, die stets von Männern besorgt wird, ist das Einsammeln des Heues schon wieder mehr Spiel; hübsch gekleidete Mädchen und junge Frauen besorgen es in aller Munterkeit um mäßigen Taglohn.

Die ernste Natur des Magyaren prägt sich wohl am bezeichnendsten bei seiner Feldarbeit aus. Die Gemüthsstimmung, in der er diese verrichtet, finden wir in einem schönen, auf ewiger tiefsittlicher Wahrheit beruhenden Sinnspruch der Bibel ausgedrückt: „Sie säen unter vergossenen Thränen, sie ernten unter Singen.“ In der That, wenn wir ihn beobachten, wie er für die Saat pflügt, da scheint er zu weinen, so traurig sind die Melodien, die er aus dem Stegreife pfeift, ganz im Gegensatz zu seiner fröhlichen kleinen Gefährtin, der Lerche, die über seinem Haupte „ihr Lied in den Himmel bohrt“ und deren eigenthümlichen Flug nebst dem Gezwitscher, das sie dabei hören läßt, er beides zusammen mit dem einen Worte bezeichnet: „sie pflügt.“

Indeß geht es auch bei der Ernte nicht gerade lustig her. Es gibt zwar Gegenden, wo auf kleineren Besitzungen das junge Volk sozusagen in vollem Fuß mit der Sichel den

Weizen einheimst; an den meisten Orten aber hat man zu deergleichen keine Zeit. Sobald das Grün des Weizens abwelkt, um Peter und Paul, spätestens um Mariä Heimsuchung (daher „Mutter Gottes mit der Sichel“), erkracht seine **Wurzel** und man beginnt die Ernte, gewöhnlich an einem Freitag oder Samstag. Der **Schnitter** geht mit der Sense, der Garbenbinder mit der Sichel.

Schon zu Neujahr nimmt der Landwirth seine **Schnitter** auf, denn wer auch nur zehn Joch Frucht stehen hat, erntet kaum mehr selbst. Nicht **als** ob dies nicht vortheilhaft



Mäher.

für ihn wäre oder als ob er es für erniedrigend hielte. **Beileibe**. Gerade das wäre erniedrigend, wenn er dem armen Mann sein Bißchen Brod **und** Verdienst nicht gönnen wollte. Ein solcher Landwirth würde keinen Tagelöhner für **andere** Arbeiten bekommen, denn auch die Armut hat ihr schwarzes Buch, in das sie den **geizigen** oder hinhälterischen Landwirth einzeichnet.

Die Ernährung der Schnitter ist Sache des Landwirthes. Entweder läßt er selbst kochen und ihnen das Essen hinaustragen, in welchem Falle die Wirthschafterin nur recht tief in die Schmalztonne hinablangen mag, sonst kommt das **Haus** ins Gerede; oder er theilt ihnen die Lebensmittel zu: acht Kilogramm Brod, drei Liter Hirsebrei und „Tarhonya“

(eine Art „geriebenes Gerstl“), ein Kilogramm Speck die Woche für jeden Mann. Für Geld wird selten geerntet, höchstens schlechtes Getreide für einen Taglohn von zwei Gulden. Im Allgemeinen erntet der Schnitter auf Antheil, auf ein Zwölftel oder bei schlechtem Ertrag ein Zehntel. Das heißt, jedes zehnte oder zwölfte Kreuz ist sein und der Landwirth läßt es für ihn auch noch einführen und austreten. So erwirbt sich der arme Mann in ein paar Wochen seine Nahrung für das ganze Jahr, zwölf bis fünfzehn Kübel Getreide.

Die Erde ist die Mutter des Menschen, besonders des Ungars und ganz besonders des Alföld-Magyaren. Die Bewohner anderer Gegenden finden auch auf andere Weise Arbeit und Erwerb; Wälder, Flüsse, Felsen geben ihnen ihr Brod; der Ungar des Alföld hat all das nicht. Er hat nur seine flache Ebene. Reize den Alföld-Menschen von seinem Boden los, du hast den Fisch aufs Trockene geworfen. Stelle ihn wieder auf seine Scholle, die Erde gibt ihm seine Kraft wieder wie dem Antäus.

Ein so kleines Volk, durch das Augenglas Europas betrachtet, — aber so groß, so lange es auf diesem Boden steht und dessen Krume bebaut! Da zeigt sich sein physischer und intellectuellder Entwicklungsgrad, seine Arbeitskraft und Ausdauer, die es vor allen Völkern der Welt auszeichnen. Es gibt kein Land in Europa, wo die Ausdehnung des mit Getreide besäten Bodens im Verhältniß zur Einwohnerzahl größer wäre als in Ungarn und kein Land, wo trotzdem die Ernte so früh und in so kurzer Zeit vor sich ginge wie hier. Gleichzeitig werden alle Getreidearten reif; Raps, Weizen, Korn, Gerste, Hafer, keines bleibt zurück. Zwei, höchstens drei Wochen, und das Feld ist abgeräumt, endlos reihen sich die Kreuze hin. Das süßeste Kreuz unter allen, die das Schicksal dem armen Manne aufgeladen hat. Und da geht es nicht so zu wie bei anderweitiger Arbeit, wo der Schwache den Stärkeren hindert. Da gibt es keinen Schwachen; wer einer ist, verheimlicht es; da heißt es dem Stärkeren nachkommen, die Sense wills und das Selbstgefühl. Von 2 Uhr Morgens bis 11 Uhr Abends, und wenn der Mond scheint, selbst die ganze Nacht hindurch wird ohne Pause gearbeitet; zur Ruhe genügen die drei Nachtstunden und eine nach dem Mittagessen; zur Erfrischung jede Woche ein Bad im nahen Wassertümpel; zur Nahrung Hirsebrei, Tarhonya, Feuerfladen, Töpfen, etwas Speck, Brod und Wasser. (Viele verhöhnen auch dieserhalb das ungarische Volk, das sich angeblich dann am schlechtesten nähre, wenn es der meisten Kraft bedürfe. Aber man verurtheile es nicht, es hat keine Zeit, Fleisch zu kochen.) So geht das fort von Woche zu Woche, bis Ernte, Einführen und Treten vorüber sind, zwei Monate lang. Hier und da wird einer darüber krank, die übrigen sind alle gesund. Selbst der Tod scheint erstaunt zu sein über einen solchen Anblick und läßt während dieser Zeit seine Sense ruhen. Zur Erntezeit kommen die wenigsten Todesfälle vor. Auf Busztengütern und in größeren Wirthschaften sind kleine Hausapotheken eingerichtet. Aderlaß, Arnica, Krebsaugen, Eis, Einbrennsuppe, Thee

stehen fortwährend bereit. Bei unbestimmten Symptomen aber **H**elfen jene „nichtsnußigen“ kleinen rothen Hirseförner, welche den armen Mann unausbleiblich sofort kuriren, wenn es zur Beruhigung der gnädigen Frau dienlich ist.

Und die lange schwere Arbeit erschöpft weder die **G**esundheit des Mannes, noch seine gute Laune. Das religiöse Gefühl des älteren Schnitters **s**prudelt oft plötzlich während des Schneidens auf und man hört seine Dankhymne schallen, während er mit beiden Armen die dickleibige Ahrengarbe an seine Brust preßt. Und nach **z**wei Wochen, wenn er seine



Das Senfenschärfen.

Sichel hinlegt, zieht er in großen Scharen nach der Stadt unter **h**untbebanderten Kränzen und Kreuzen, nicht um der Ruhe zu pflegen, sondern um unter **f**röhlichem Gesang durch die Gassen zu streichen. Dies ist der Triumphzug eines siegreichen **H**eeres; er endigt mit Tanz, der in die halbe Nacht hinein währt und bei dem die Dirne in **i**hrem allerneuesten Röcklein erscheint. Um Mitternacht geht man auseinander und hängt **d**en Kranz im Hause als Spiegelschmuck oder an einer Wand der Kirche auf.

Doch dies ist erst das Fest der Schnitter; der Landwirth hat noch zu nichts Zeit, als höchstens einen Freudentrunk zu geben; seine Arbeit soll erst **n**och beginnen. Es beginnt die malerische Scene des Einführens in möglichster Morgenfrühe, spät Abends und auch

die ganze Nacht hindurch, damit die Mhre nicht bricht und die Körner nicht fallen läßt. Nach dem Einführen geht es ans Treten, das nicht minder interessante Momente aufweist. Heutzutage freilich brennt uns die Zeit auf die Nägel, Alles wird rasch abgemacht und das Getreide ist schon im Speicher, ja in der Briestasche zu einer Zeit, wo man ehemals eben erst ans Einführen ging. Zu dem von der Obrigkeit bestimmten Zeitpunkte sah man auf sämmtlichen strahlengleich aus allen Richtungen gegen die Stadt hin zusammenschießenden Straßen, welche, wenn sie sandig waren, für diese Gelegenheit sogar einen Lehmdamm erhielten, die Woche hindurch nichts als einen hochbeladenen Wagen hinter dem andern, besonders an Orten, wo das Tanya-System nicht entwickelt war. In Gemeinden mit ansehnlicherem Grundbesitz, wie auch in kleineren Gemeinden überhaupt führte Jeder auf sein eigenes Intravillan ein, wo zu diesem Zweck in der Nähe der Ställe ein Raum vorbehalten war. In größeren Ortschaften aber war es aus feuerpolizeilichen Rücksichten nicht gestattet, in die Stadt einzuführen, sondern die Tretplätze („Muß-Gärten“) befanden sich außerhalb der Stadt. Zusammengenommen bildeten sie einen Bezirk so groß wie manche kleine Stadt, wo jeder Landwirth seine eigene bequeme Räumlichkeit besaß und dabei in der Nähe der Viehställe hinreichenden Platz für Dungstätte und Tenne.

Landwirthe, die etwas auf sich hielten, begannen nicht einmal gleich nach dem Einführen mit dem Treten. „Ein armer Teufel, der vor Michaeli treten läßt“, pflegten sie großsprecherisch zu sagen; frühzeitig treien zu lassen, genirte man sich, damit Niemand glaube, man brauche das Neue schon dringend, weil das Alte schon zu Ende. Und wenn Jemand sich rühmte, welch ein guter Wirth sein Vater gewesen, bekam er darauf leicht den Beweisgrund zu hören: „Ja, das war er; in unseren Kinderjahren bekamen wir stets bei euch zuerst neues Brod zu essen“.

Ist nur aber erst die Triste angegänzt, dann geht die Arbeit unaufhaltjam vorwärts. Jede lebende Seele ist von Tagesanbruch bis zum Abend auf den Beinen; selbst die Kinder kriegen zu thun, ja man sieht oft genug selbst einen jungen Herrn Juristen aus der Stadt, dem der alte Herr ohne weiteres die Zügel des Fruchtwagens in die Hände drückt. Sie haben zehn Monate lang genug gefaulenzt auf der Universität, daheim wenigstens sollen sie das Brod nicht umsonst essen. Der Hausherr selbst, besonders wenn er mit gewechselten Pferden treten lassen kann, ruht nicht einmal, während seine Dienstleute zu Mittag essen; allein behauptet er die Tenne und es kommt vor, daß er in der einen Hand das Stück Brod hält, von dem er schmaust — es ist jetzt sein Mittagmahl — in der andern aber die Zügel, mit denen er das Sechsgespann lenkt. Umsonst! Die Fliegen stechen; der Wind weht aus dem „faulen Winkel“ oder gar aus „närrischem Land“ (der Bauersmann ist ein ausgezeichnete Wetterprophet), da bleibt der Regen nicht aus. Jeder Mensch an die Gabel! Und drauf los gegabelt, geschlichtet, die Haufen in die Höhe gehoben, sonst wächst ein

„Bär“ auf der Tenne. Wer nicht genug Leute und Pferde hat, dingt Treter im Antheil. Solches Treten geht auf ein Zehntel oder Zwölftel, wozu der Treter, wenn er nicht verköstigt wird, auch noch einen Mittags-Scheffel bekommt. Was ohne Umschweife gerade heraus bedeutet, daß von 100 Theilen 12 dem Antheiltreter gehören. Ziehen wir nun noch die 8 Procent ab, die der Schnitter schon abbekommen hat, und rechnen wir als Werth des aufgewendeten Saatgutes 16 Procent, so bleiben dem Landwirth als Frucht seines Capitals an Grundbesitz und Investition, sowie der eigenen Arbeit 64 Procent, also fast zwei Drittel des ganzen Ertrages bei anständiger Ernte.

Diese „anständige Ernte“ aber pflegt der Ungar ni nicht einmal sich selber gern einzugestehen. Wenn es heißt: „Gottlob, von Allem ist ein kleinwenig da“, so ist das fast gleichbedeutend wie der Ausruf jenes Rumaniers, der vor sehr langer Zeit einmal, entzückt vom Reichthum seiner prächtig in die Halme geschossenen Fuchsjung, ausrief: „Na, Ihr dort drüben, werft nur getroßt die Steuer aus, kümmert Euch gar nicht um das Übrige!“ Auch wenn man beim Einführen die Redensart hört: „Wenns ns nicht rinnt, tropft es doch“, hat es schon etwas zu bedeuten.

Die Körner nämlich, und zwar gerade die besten, fallen beim Aufladen von selbst durch; dies nennt man „rinnen“. Damit diese Körner nicht verloren gehen, wird der leere Fruchtwagen vor dem Aufladen erst mit einer Leinenplatte bedeckt. Die unterwegs herausfallenden Körner bleiben auf der Platte liegen, und dieses nennt man das „Gerinn“, welches nicht an sich selbst werthvoll ist, wohl aber um dessen willen, was daraus prophezeit wird. Gibt es kein „Gerinn“, dann sind die Aussichten traurig. Ist aber Gerinn vorhanden, wenn auch schwach, etwa ein, zwei Handvoll bei einem ganzen Wagen, so bedeutet dies, daß man „bestehen kann“. Also die Redensart: „Wenn es nicht rinnt, tropft es doch“, bedeutet auf die Ernte angewendet: „Bei solchem Ertrage kann man bestehen“.

In der That, man kann leben. Darüber ist nicht zu klagen. Das bekannte Sprichwort: „Extra Hungariam“, sowie die Benennungen einzelner Landstriche, wie: „Kanaan des Alföld“, „fettes Kanaan“ (die Gegend von Hortobágy), „slowakisches Kanaan“ (der Bodrog-Zwiesel), der „Bö-köz“ (üppige Zwiesel) und die reiche Tenne des Ungars im Alföld, auf der

„Wohl acht Pferde freijen, tretend mit den Er Eijen
In des weiten Erdrunds aller schönsten Weizzeijen“,

all das deutet auf die Fruchtbarkeit des Bodens, besonders aber auf die ausgezeichnete Güte des Weizens. Diese Qualität, deren Beständigkeit die Sichtung des Saatgutes garantiert, die aber ohne Zweifel in erster Reihe das Verdienst des Bodens ist, läßt sich zu nicht geringem Maße dem System der schwarzen Brache je zuschreiben, von dem der Ungar nicht gerne abgeht. „Säe früh, ernte früh“, pflegt er zu sagen. (Früh säen kann man aber nur ins Brachfeld.) „Erst säe, dann laß treten“, le lehrt der Andere. „Ich habe

sogar um Rathrein schon gesäet und doch eine reiche Fehung gehabt“, rühmt sich der Dritte und fügt hinzu: „Das will ich aber meinem Sohne nicht um die Welt sagen“. Noch charakteristischer ist das Sprüchlein eines Vierten: „Einmal pflügen — einfach Brod, zweimal pflügen — zweifach Brod, dreimal pflügen — dreifach Brod“. Und am eindruckvollsten drückt sich der Fünfte aus: „Das ist der gute Weizen, der zwei Sommer hindurch reift“. Just als hörte man Virgilius singen:

„Illa seges tandem votis respondet avari

Agricolae, his quae solem, his frigora sensit.“

„Jene Saat erfüllt die Hoffnung des gierigen Landmanns

Endlich, die zweimal die Hitze und zweimal den Frost überstanden.“

Bei Virgilius erinnerten wir uns auch an Plinius, der an einer Stelle sagt: „Utilissime frumentum servatur in scrobibus, quos siros vocant“. (Am zweckmäßigsten wird das Getreide in Gruben aufbewahrt, welche „siri“ heißen.) Das klingt gerade, als würde von Ungarn gesprochen, wo das Getreide eben in Gruben gehalten wird, deren eine Gattung wegen ihrer länglich-viereckigen Form geradezu „sir-verem“ (Grabgrube) genannt wird; man gräbt sie auch in lockeren Boden für geringere Quantitäten, ohne Vorbereitung. Die andere Gattung dagegen, die runde Grube, wird in reinen Lehmboden, in der Form eines Topfes oder Fassens, mit ausgebauchten Seiten, zwei, ja vier Meter tief gegraben, ist bei Wohlhabenderen mit einer Backsteinwand gefüttert und bietet dauernd sichere Unterkunft für 20 bis 50 Centner Getreide. Vor dem Einräumen wird die Grube mit Stroh ausgebrannt, dann einige Tage offen gehalten, und erst wenn ihre Luft schon ganz rein und trocken ist, „gießt“ man das Getreide langsam hinein, bedeckt die Oberfläche desselben dick mit trockenem Stroh und häuft auf das Stroh Erde oder preßt das geplättete Erdreich mit Brettern, abgenühten Thüren, ausgewekten Mühlsteinen nieder. Drinnen im Hofe, meist aber draußen auf der Straße, vor dem Hause eines Jeden sieht man diese Gruben in ganzen Reihen bis zu sechs, während sie anderswo auf irgend einer leichten Bodenerhebung gruppenweise zu sehen sind und unter behördlicher Aufsicht stehen. Jahrelang steht in ihnen die Frucht, ohne zu verderben, ja man findet sogar hundertjährige Gruben mit brauchbarem Inhalt, den der einstige Besitzer bei irgend einer Flucht im Stiche ließ und dann nicht wieder aufsuchte. Die Grube wird im Frühling geöffnet, zur Saatzeit oder wenn das Wintermehl zur Reife geht; aber auch wenn man das Getreide noch nicht braucht, öffnet man die Grube, um die Körner zu reutern und neu einzulegen. Das späte Eröffnen der Gruben wird auch als so eine Art anständiger Prahlerei angesehen, während die „leere Grube“, ganz wie die höhnischen Redensarten vom „Strick der sechs Dachsen“ oder von der „großen Pfeife mit wenig Tabak“, im ungarischen Volkshumor zur Bezeichnung der Verarmung dient. „Gruben hab' ich genug, aber Brod hab' ich feins.“

Dieser nämliche Volkshumor hält — wie schon bei diesen Hochzeitsbräuchen erwähnt worden — die leeren Gruben als Strafverließe für die Ruhestörer des Festes in Bereitschaft.

Wer im Einhalten der Brachzeit unordentlich ist, wovon dem pflegt man höhnisch zu sagen, „der Weizen ersticke am Ende noch seine Mohndblumen“. Dieses Brach-System wurde und wird noch jetzt streng aufrechterhalten in Gegenden, wo die Commassirung noch nicht durchgeführt ist. Hier werden die Äcker in drei i Classen (Nachdruck, Wechsel, Calcatur) cultivirt: in der einen Weizen, in der anderen Frühlingsfaat, während die dritte Brachland bleibt, welches von seinem Ledigwerden bis zum nächsten Sommer das Vieh begehrt, durchstampft, fett macht, von Unkraut reinigt; übrigigens würde da der Landwirth umsonst säen, das Vieh würde ihm Alles zertreten. In besondern Feldstreifen sind die kleineren Äcker gruppirt, z. B. Mais-, Hanf-, Kartoffelfelder, zuweilen ein Pflaumen- oder Obstgarten.

Die Benennungen der Ackerausmaße sind in den verschiedenen Gegenden verschieden. An ehemals hörig gewesenen Orten war die Benennung „Session“ die gewöhnliche. Eine Session Landes bestand aus 27 bis 40 Joch sammt dem dazugehörigen Viehweide- und Holzschlagerecht. Das Joch wurde mit 1.200 (ungarisches) oder mit 1.600 Quadratklaster (österreichisches Joch) gerechnet. Es gibt Orte, wo der Boden nach „Megen“, „Sack“, „Scheffel“ gemessen wird, je nach der Menge des hineingeegesäten Saatgutes. Anderswo bildet die „Kette“ (1.000 Quadratklaster), die „Ruthe“, die „Latte“ (= 16 Joch) und in Sazygien der „Redemtionsgulden“ die Recheneinheit; die Schnitter heißen „Bogenschnüßen“.

Da unter den Magyaren ursprünglich wenige keinen Grund und Boden besaßen, was sogar noch heutzutage der Fall, so ist die Tagelöhnerclassen wenig zahlreich, und was davon vorhanden ist, eilt in die größeren Städte, besonders in die Hauptstadt, so daß sich die „zweihändige“ Arbeit vertheuert. Im Frühling setzt die Gartenarbeit mit 50 Kreuzer ein, wird aber immer theurer, je mehr die Arbeit sich mehrt, und erreicht den Höhepunkt bei der Sensearbeit, indem ein guter Schnitter täglich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Gulden verdient. Darum greift jeder vernünftige Landmann, wenn auch nicht beim Schnitt, doch bei der Heumahd zur Sense und arbeitet mit seinen Tagelöhnern um die Wette, ja er läßt — wenn er praktisch ist — nicht einmal den Titel des „Vormähers“ einem Anderen zukommen.

Übrigens hat er, und wäre er noch so reich, mit seinen Arbeitern, sowie mit seinem Hausgesinde die gleiche Kost. In einem Bauernhause wird nicht extra gekocht und gebacken. Ihren Lohn pflegen die Dienstboten im nachhinein zu erhalten, meist wenn Markt ist. Der Lohn ist hoch genug, daß davon der Dienstbote sich nicht nur kleiden, sondern auch noch etwas zurücklegen kann. Wie viele, die in ihrer Jugend Knechte waren, stehen jetzt unter den ersten Landwirthen, schon weil ein gesunder, arbeitsamer Burche auch eine

gute Heirat machen kann. Der Jahreslohn eines guten Großknechtes beträgt ohne Verköstigung 100 bis 150 Gulden, 10 bis 20 Kübel Weizen, 1 bis 2 Paar Stiefel, 1 bis 2 „Ketten“ Kukuruz- und Kartoffelfeld, er hat ferner die Befugniß bis 3 Stück Vieh zu halten.

In schwerer Arbeitszeit gibt es täglich vier Mahlzeiten. Zum Mittag- und Abendbrot Gefochtes, aber nur eine Speise, da man keine Zeit hat, sich „in die Sonne zu setzen“. Zur Vor- und Nachmittagsjause Brod mit Speck oder Topfen. Beim Mähen jeden Morgen, ja auch unter Tags, Branntwein, denn der kühlt. Jeden Abend Tarhonya-Suppe, Mittags Hirsebrei, den der Vormäher kocht und auf den er unter den Augen der Genossen so viel Schmalz verschwendet, wenn sie zusehen, daß er kaum Hände genug hat, um es wieder herauszulöffeln, wenn sie nicht hinsehen — denn „morgen ist ja auch ein Tag“. Der „Banda“ schmeckt das Essen; kein Wunder, der Herr Better hats ja ordentlich „geschmalzen“. Wenn sie nur wüßten, wie!

Bei der Arbeit im Weingarten erhält der Hauer seine Fleischspeise. „Ich stehe nicht bei Euer Gnaden ein“, sagt der Schlaumeier von „armem Mann“ in Kecskemét, wenn ihn ein silziger Weingartenbesitzer ruft, „in Euer Gnaden Weingarten sind zu viel Knochen, meine Haue müßte ganz schartig werden.“ — „Was? In meinem Weingarten gibt es keine Spur von einem Knochen, da kannst du getrost kommen.“ — „Na, wo es im Weingarten keine Knochen gibt, da pflegt man dem Hauer kein Fleisch zu geben; da geh' ich erst recht nicht.“ — —

Aus jenem schwarz gedruckten Kalender, dessen Name Arbeit ist, schimmern streckenweise die rothen Buchstaben der Festtage heraus, und von dem nahrungspendenden Flachland aus, auf dem der Arbeiter sich müht, erblickt man auch die Kirche. Sie ist der Mittelpunkt nicht nur des religiösen, sondern in gewisser Hinsicht auch des socialen Lebens. Das ist auch mit einem Reimspruch gemeint, dessen Alliterationen leider unübersetzbar sind, den wir daher im Urtext und auch dem Sinne nach annähernd wiedergeben:

Hétfő hetibe,
Kedd kedvibe,
Szerda szerelmibe,
Csütörtök csüribe,
Péntek pitvarába,
Szombat szobájába,
Vasárnap kétszer az istenházába!

Montag in seinen Wochenlohn,
Dienstag in seine Laune,
Mittwoch in seine Liebe,
Donnerstag in seine Scheuer,
Freitag in seinen Hausflur,
Samstag in seine Stube,
Sonntag zweimal ins Haus Gottes!

Der Ungar liebt seine Kirche und es thut seiner Seele wohl, wenn er sich in ihr einmal die Woche nach Herzenslust ausfinden kann; aber, ohne gleichgiltig zu sein, ist er in hohem Grade duldsam. Er ist religiös, aber nicht fanatisch. Die verschiedenen

Confessionen, wenn sie gemischt wohnen, halten eine derer andern Andacht mit allen Utensilien, Ceremonien und Festen in Ehren, nehmen an ihren Wallfahrten theil, besuchen ihre Gottesdienste und der gutherzige Greis gedenkt in seinem Testamente der „heiligen Kirche“ und der „Ecclesie“, indem er unter jener die römisch-katholische, unter dieser die protestantische Confession versteht; auch nennen sie sich nicht anders, weder in amtlicher, noch in gewöhnlicher Rede, als mit dem zarten Worte: „die Verwandten“ (atyafiak). So ist denn das ungarische Alföld niemals der Schauplatz religiöser Zwistigkeiten gewesen und mit wie vieler Weisheit da die interconfessionellen Angelegenheiten geschlichtet wurden, zeigt das Beispiel Kecskeméts, das in diesem Aufsatz als Typus aufgestellt ist, wo nicht nur bei der Besetzung der sämtlichen Civilämter traditionelle Rücksicht gegen einander geübt wurde, sondern sogar bei den Abgeordnetenwahlen ein für allemal der Grundsatz beobachtet wird, daß der Deputirte des einen Bezirkes Katholik, der des anderen Bezirkes jedoch Protestant sein soll.

In den Kirchen herrscht überall musterhafte Ruhe und Ordnung, welche letztere sich besonders beim Verlassen der Kirche deutlich kundgibt. Zuerst gehen die Mädchen, dem Alter nach, dann kommen die jungen Frauen, endlich die älteren. Hierauf folgt das männliche Geschlecht, erst die Bursche, dann die Männerer, zuletzt die Obrigkeit. Alle einzeln, mit leisen Tritten; niemals will Jemand dem Vordrdermann zuvorkommen. Das wäre auch nicht rathsam, denn er hätte es dann nicht mit dem Hochwürdigem, sondern mit dem Richter zu thun.

Ferner aber verwandelt sich der (häufig eingefriedete) Raum vor der Kirche in den richtigen Mittelpunkt des socialen und Gemeindelebens. Hier verkündet der Richter die höheren Verordnungen, die Beschlüsse des Gemeinderathes; hier werden die Fragen, welche die Gemeinde betreffen, verhandelt und entschieden. Hier wird die Wochenordnung der öffentlichen Arbeiten festgesetzt, der Beginn des Mähens, des Schnittes, des Einsammelns, der Weinlese, desgleichen der Werth des Taglohnes, besonders für die Senfenteute, ja vor alters wurde hier auch der Schnitterantheil verkündet, wovogen es keine Appellation gab. Zu einer solchen Tag übrigens kein Anlaß vor, denn, obgleich die Landwirth selbst bestimmten, thaten sie dies doch mit so viel Billigkeit, daß die „Armut“ dabei nicht zu kurz kam. Das war also ein förmliches kleines Parlament, das in größter Anständigkeit waltete, denn zu dem gebührenden Ansehen des Richters gesellte sich noch das des heiligen Ortes. Wenn aber die Frage tief in Privatinteressen einschneidet oder ein Angriff gegen den Richter bevorstand, dann gab es nicht selten auch heftige Wortfehden, ein Murren ringsum, und streitend zerstreute sich das Volk.

Aber das war ehemals nicht nur ein Parlament, sondern auch ein Gerichtshof. Ward einer beim Stehlen ertappt, oder bei argem Unfug, bei Ehebruch, bei Lästerreden,

so nahm er hier seine Strafe entgegen in Form von sechs bis zwölf Schlägen mit Haselstock oder Karbatsche.

Das junge Volk pflegte die Zeit zwischen den zwei Gottesdiensten hier plaudernd und spielend zu bleiben, aber ohne jedes Geräusch, denn „vor zwei Kirchen“ (Kirchgängen) ist es unschicklich, den Anger oder Spielplatz zu betreten. „Nach zwei Kirchen“ ist der Anger erlaubt, der Kirchenplatz leert sich, aber er bleibt nicht lange leer. Es erscheinen die bejahrteren und würdigeren Männer, um im Schatten der Kirche ihre Pfeifen zu rauchen und in stillem Gespräch die Zeit zu verbringen.

Aus der Wurzel, ja aus dem Heiligthum der Kirche sind dem Ungar auch seine Festgebräuche entsprossen. Am reichlichsten fällt selbst dem armen Manne Weihnachten, wo es reichlich Essen und Trinken gibt und auch die Armen und Bethlehemszügler ihren Theil kriegen.

In den Weihnachtskreis gehören noch die damit zusammenfallenden Namenstage Stefan, Johann — die halbe Stadt ist auf diese getauft — sowie auch die Unschuldigen Kindlein, an deren Tage der Bursch mit seiner vier-, acht- bis zwölffach geflochtenen Fuchtel die Häuser, wo Mädchen wohnen, der Reihe nach abgeht und die zeternden Dirnen ordentlich mit Schlägen auffrischt, welche allerdings gegen jede Krankheit schützen sollen. Die ganze Woche hindurch ist in jedem Hause der Tisch gedeckt, jeder Besuch und jeder Gruß mag reichlichen Entgelt finden in dem Vorhandenen.

Zu Ostern geht es mäßiger zu. Rothe Eier und geweihte Schinken lächeln vom gedeckten Tische her, doch gibt es der Besucher nicht mehr so viele wie zu Weihnachten. Desto geräuschvoller wird der zweite Osterfeiertag, an dem die jungen Leute „begießen“ gehen und das unvorsichtige Mädchel am Brunnen mit vollem Eimer taufen oder dasselbe gar gleich im Ganzen in eine Kufe hineinstellen; das vorwitzige Ding hat sich selbst in die Gefahr gestürzt, sie ist auch nicht böse deswegen: übrigens weiß man ja gar nicht, wozu so etwas gut ist.

Am zweiten Ostertage geschieht auch der, übrigens nur in wenigen Gegenden gebräuchliche Austausch der „Bruderschüssel“ (mátka-tál, eigentlich Verlobungschüssel), welche ein guter Bekannter oder auf nähere Bekanntschaft Begieriger, mit Gebäck und einer Flasche Wein beladen, irgendwohin sendet, um sie von dort mit ausgetauschtem Inhalt zurückzubekommen. Dadurch werden die beiden Parteien verbrüderet, es ist gleichbedeutend mit dem Bruderschaftstrinken.

Pfingsten geht es schon ganz still her. An seinem zweiten Tage (denn am ersten Tage der drei großen Feiertage pflegt man das Dorf nicht zu verlassen) kommen Gäste über Land, und nicht mit leeren Händen. Ist kein Gast da, so geht der Landwirth Nachmittags mit seiner Ehehälfte aufs Feld, um die Saaten in Augenschein zu nehmen.



Herbergführung.

BRUNNEN

MORILL 1871

Der Charfreitag ist im ganzen Lande der Tag der stillen Betrachtung und des Fastens; selbst der Calvinist fastet an diesem Tag und kocht nur Weichselsuppe und Mohnmehlspeise. Am Charfreitag und Charstanstag steckt man die Pflugischar nicht in die Erde, denn an diesen Tagen ist Christus in ihr begraben gewesen.

Der Glanz und das bewegte Leben der Frohnleichnamsprozession mit ihren weißgekleideten Mädchen und andächtigen Gesängen erfüllt die Kirchenplätze und Straßen. Die Krone der Processionen in Ungarn ist ohne Zweifel der festliche Umzug in der Hauptstadt am Sanct Stefanstage (20. August), wobei die Reliquie des heiligen Königs, die „glorreiche heilige Rechte“, umhergetragen wird. An der Procession theilnehmen sich unter Führung der gesammten Geistlichkeit die Honoratioren, Amtsstellen, die Bevölkerung der Hauptstadt und zahlreiche Leute, die selbst aus entlegenen Comitaten zu dieser Gelegenheit in der Volkstracht ihrer Gegend herbeipilgern.

Am letzten Abend des Jahres will jeder noch ein letztes Mal vom reichbeladenen Tische satt werden; nach Eintritt der Dämmerung krachen die Aschentöpfe, Flinten und Böller, unter den Fenstern erklingen die gewohnten Sylvestergrüße, denn eine Kinderchar singt in jeder Straße an fünf oder sechs Thüren:

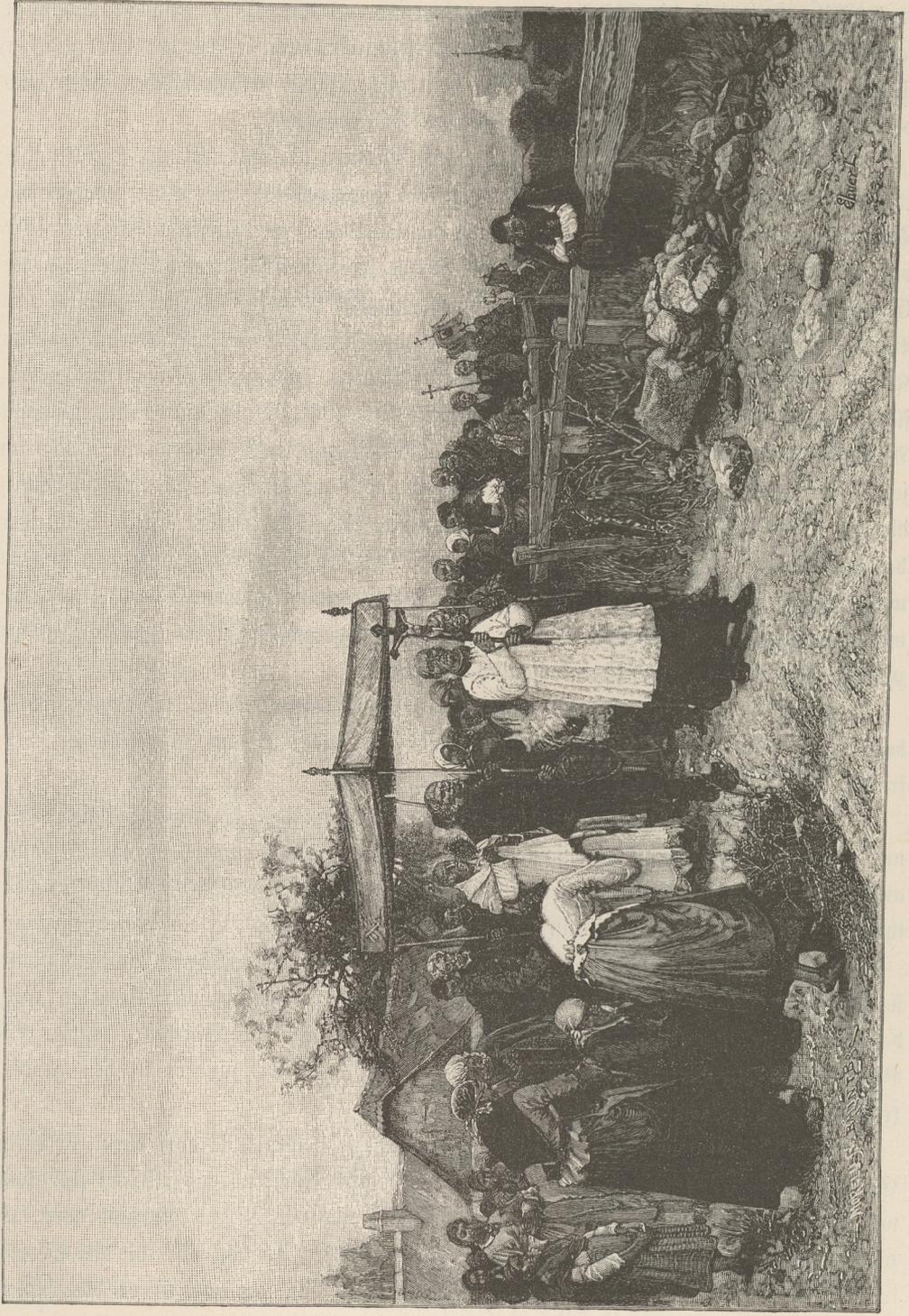
„Einer ist gestorben, hör' doch kein Geläute,
Auch im Sterbehaufe weinet Niemand heute.
Gleich am Sterbetage trug man ihn zu Grabe,
Tags darauf dem Todten kam zur Welt ein Knabe.

War nie eine Mutter und gebar doch Tage,
Dreihundertfünfundsechzig Kinder, gut vom Schlage“ — u. s. w.

Ähnliche Gesänge gibt es auch im Fasching, wenn die Bursche, mit langen Holzspießen bewaffnet, von Haus zu Haus gehen, die erhaltenen Gaben an den Spieß stecken, und wenn er voll ist, mit der Beute heimkehren, ein Gelage anzurichten.

Die Nachmittage der Feiertage verbringt das junge Volk überall mit Spiel und Tanz. Manchmal wird auf dem Hofe des Wirthshauses getanzt, am liebtesten aber ist die (spielende) Unterhaltung auf dem Anger, wo Ball geschlagen und umhergelaufen wird. Der Kreistanz der Ungarn an der unteren Donau ist ein interessantes Schauspiel. So viele Mädchen und junge Frauen im Dorfe — oft zu Hunderten —, Hand in Hand stellen sie sich alle in einen Kreis und tanzen singend von rechts nach links. Das Lied ist gewöhnlich ein ungarisches Andante. Immer andere Lieder werden angestimmt, bis endlich die in der Nähe müßig stehenden Bursche sich auf die Mädchen stürzen und den Kreis zerreißen, worauf Lied und Tanz ins Allegro überschlagen.

Im Fasching, am Tage der zweiten großen Kirchenfeste, sind heute auch geordnete Bälle nicht mehr selten. Auch das Volk der Puszta und Tanya will nicht hinter den Städtern



Erbschnittmanprozession.

zurückbleiben und auch die Gärtner unterhalten sich nach ihrer Façon. Von Einladungen kann auf den Puszten keine Rede sein; statt derselben stellt der Ordner an den Rand der Tanya ein junges Pappelstämmchen hin, von dessen Wipfel farbige Tücher wehen und der ganzen Puszta kundthun: „Hier wird heute Ball gegeben“.

Auf so einem Balle geigen zwei oder drei Zigeuner, die sonst Luftziegel streichen, bis in den späten Morgen hinein, und wenn sich kein Zigeuner findet, gibt es auf jeder Tanya Tambura und Zither, ja es kommen unter den Gärtnern sogar geschickte Guitarrespieler vor, die den leisen Klang der Saiten mit hellem, scharfem Piff accompagniren. In der Gegend von Szentes haben sie ein Instrument Namens „tekerő“ (Dreher, Haspler), mit Wirbel, Tasten und Saiten; sie verfertigen es an Ort und Stelle und singen zu seinem Klange. Der Dudelsack ist kein ungarisches Instrument. Das sanfte Weinen der Hirtenflöte regt den Ungar melancholisch an; übrigens liebt er das Solo-Instrument nicht, mit Ausnahme des Cymbals, und macht sich auch nicht viel aus den Blasinstrumenten, obgleich jetzt schon mancherorten ganze „Pfeiferbanden“ aus Bauernburschen sich gebildet haben, die mit ihren Blasinstrumenten geschickt umgehen. Die Feldtrompete alten Stils (der berühmte tárogató), die das leicht aufflammende Blut der Vorfahren so heiß zu entzünden wußte, hängt jetzt mit ausgerissener Zunge in der Alterthumskammer. Niemand weiß sie mehr zu blasen; ihren letzten Wehruf hat sie vor etwa achtzig Jahren von sich gegeben zwischen den Lippen eines kleinkumanischen Pfeifers.

Der Ungar hat nur einen Tanz, doch zwei verschiedene Tempi. Andante wird er begonnen, allegro beendigt. Und zwar gilt dabei das Gesetz: Andante lang, Allegro kurz; freilich haben die Salons dieses Gesetz längst umgekehrt.

Andante und Allegro („lassu“ und „friss“) — beim Tanz kennt das ungarische Volk nur diese beiden Wörter. Ebenso kennt es auch nur einen Tanz, seinen eigenen, alles andere nennt es „Kalamajka“ (eigentlich: Tanz aus Kolomea). Auch der seinige heißt bei ihm nicht der „Ungarische“, denn man weiß ja ohnehin, daß es nur ein solcher sein kann, — und noch weniger heißt er „Csárdás“, ein Wort, das er gar nicht für anständig hält, so daß seiner Ansicht nach der „Csárdás-Tanz“ irgend ein unschicklicher Tanz sein mag, da er ja auch ein herausforderndes kokettes Benehmen Csárdás-Benehmen nennt. Die Benennung „Csárdás“ ist denn auch nicht im Volke geboren, sondern in den Herrenkreisen der Bierziger-Jahre.

In der That wird er da unten auch gar nicht so getanzt wie dort oben. Er ist im Ganzen wohlhänständig, solid, selbst das „friss“ daran, während das „lassu“ (langsam) würdevoll erscheint; in seiner flotteren Form als „Werbertanz“ (toborzó) aber, wo die Bursche heraustreten und es beim Solotanz gestattet ist, nicht nur mit den Sporen, sondern auch mit den flachen Händen den Tact zu schlagen, da ist er der richtige

Waffentanz aus der Heldenzeit. Da plötzlich schweigt das *!* Klatsch-Klatsch, der Bursche lugt nach einem Mädchen, „zieht sie weg“, die er erkoren, und Schweigen wir. Mag Arany das Übrige sagen:

. Der Bursche
 Im Tact die Hacken fügt zum Klange
 Und, schlanker Pappel gleich, die schwingt,
 Wenn Lusthauch liebgleich sie umflingt,
 Lustwandelt einsam er und lange.
 Und Aug' in Aug' tanzt dort sein Pärchen,
 Nachahmend ihn aufs letzte Härchen,
 Und überall sie, noch so oft,
 An ihm nur hängt, auf ihn nur hofft.
 Doch nun ermuntern sich die Klänge,
 Muntre wird auch das Tanzgedränge,
 Und näher bald und ferner wieder,
 In immer strammerm Schwung der Glieder,
 Taucht auf der Bursch . . . bis es gelungen
 Und er die schöne Braut umschlungen.
 Wohl ausgemessen rechts und links
 Den Kunstschritt, schwenkt den Schatz er schonend,
 Er läßt die Schöne kreisen rings,
 Musikbesänftigt, herzbelohnend.
 Und sie im Schwung mit ihm vereint,
 Ihr Schritt ein leichtes Schweben scheint,
 Als ginge gar nicht sie auf Füßen,
 Gewohnt im Faltenwurf einherzuzfließen.
 „Dreifach der Tanz!“ so ruft es jetzt;
 Auf springen Tapf're, zehn zugleich,
 Mit lust'gem Satz zum Tanzbereich,
 Und Jeder strebt mit heißer Kraft,
 Bis seine Dam' er an sich rafft.
 Nun Hundert Paar' im Treiben sind,
 Ein unentwirrbar Labyrinth,

Ein buntverworr'nes Irthumsland,
 Ein unbegreiflich Durcheinand',
 Wo, so viel Pascaare, — so viel Formen
 Der Tanz annimmt nach Launen-Normen;
 Und dennoch lenkt der eine Tact
 All was hier eineinfach und vertract.
 Sieh hier gemess'nen Hochmuth stelzen,
 Sieh dort Gewinnunsucht kriechen krumm,
 Mit Feuerblickenden um den Felsen
 Der Habicht hehret sein Täubchen 'rum.
 Hier rechts und id links den Saal entlang
 Lavirend einer jr sucht die Richtung,
 Der Brigg gleichich in der Wogen Drang;
 Gradans nun, w weh! da droht Vernichtung,
 Aus legt umarmmend die Kofette
 Sich schon, ihr *!* Busen pocht, schon neigt
 Sich Jener zu ih ihr, da . . . er schweigt,
 Er lacht, er stiehet, daß er sich rette, —
 Dem Flüchtling, g, der das Netz durchbrach,
 Erröthend droht ht das Mädchen nach.
 Der trommelt mit der Hacken Schneide,
 Der geht auf RaRaub zur Frauenweide,
 Die Eine fort, di die And're her!
 Doch Jene kränkt sich nicht zu sehr,
 Ist wieder gleich ch versorgt. — „Hurrah!“
 So rufen Bursche fern und nah,
 Und Andre: „schwenkt sie, schwenkt sie um!“
 Und Einer: „Auçug' in Aug', mein Herz!“ —
 So rechts, so links, so rundherum. . . .

Aber selbst beim Tanz ist der ungarische Bursche kein solcher Kapitalbursche wie bei der Rekrutirung. Schon drei Tage vor der Stellung — wie nun t erst drei Tage nach ihr! — flattert sein Hut von lauter farbigen Bändern, gruppenweise zieht er die Straßen auf und nieder und thut in mannigfach variirten Liedern, besonders vor dem Gemeindehause, der Welt kund und zu wissen, daß ihm kein Richter mehr was zu befehlen hat und überhaupt kein Mensch auf dieser Welt, nur der König. Dagegen summt er über sein Liebchen,

besonders aber von seiner guten Mutter, die zartesten Dinge; es thut ihm wohl, wenn seine Mutter die Hände um ihn ringt:

„Weinen mag die Mutter, deren
Sohn zum Kalbsfell mußte schwören,

Einen Todten hat sie täglich,
Weint um ihn, was menschenmöglich.“

Es gefällt ihm, wenn die Mädchen um ihn klagen, denn dann erst kann er sie ja so recht trösten, von Herzen und aus vollem Halse. Vor dem Militär hat er keine Angst, sondern schämt sich im Gegentheil, wenn er ausgemustert wird. Am Tage vor der Affentirung steigt die ganze Schar zu Wagen und fährt hinein zur „Stellung“; unterwegs wird viel gesungen und jedem Entgegenkommenden der Gruß der vollen Flasche zugeschwemmt; unter gleicher Lustigkeit findet die Rückkehr statt, nur setzen sich jetzt die „Affentirten“ auf einen eigenen Wagen, weg von den „Ausgemusterten“. An vielen Orten geht das Suchhe der ganzen Woche auf Kosten des Dorfes. Wer seiner Militärpflicht genug gethan, kehrt heim zu seiner ursprünglichen Beschäftigung, aber seiner Rede und Haltung sieht man die militärische Schule immer an. Er hat sich in höherem Maße Ordnungsliebe, Ehrgefühl, ja Mäßigkeit angeeignet, im Gegensatz zu seinen berühmten Vorgängern, den „Obsitos“ (verabschiedete Soldaten), die ehemals bis ins späte Alter, arbeitscheu und ungefüge, als wahre Last des Dorfes dahinlebten.

Ist aber der Burjsche ein großer Burjsche bei der Rekrutirung, so ist sein Vater ein noch größerer Jemand bei der Abgeordnetenwahl. Nicht vielleicht, als ob er sich dem Übermuth hingeben würde. Er fühlt im Gegentheil das Gewicht seiner Person und Stimme, und das verleiht ihm Gravität. Eine schöne Rede wirkt lebhaft auf ihn, er versteht sie und grollt selbst wegen eines starken Wortes nicht, wenn es aufrichtig ist und in schöner Form vorgetragen wird. Dennoch knickt er selbst vor der schönsten Rede nicht zusammen und hängt so zäh an seiner politischen Fahne wie an seiner Religion, ohne doch in dieser wie in jener Hinsicht unduldsam oder nachträgerisch zu sein; daher es denn auch selbst unter den leidenschaftlichsten Aufregungen nur selten zum Zusammenstoß kommt. Hat der Gegencandidat oder haben dessen Unterstützer seinen Beifall gewonnen, so bleibt er zu Hause, um ihm wenigstens nicht zu schaden, wenn er ihm schon nicht nützen kann. Auch die Bestechung hat im Alfvöld am wenigsten Wurzel geschlagen. Er trinkt wohl den Wein des Candidaten, wenn er ihm freundlich angeboten wird, aber er ist zu stolz, um für Geld oder Wein seine Stimme zu verkaufen. An vielen Orten steht das Gewissen der Abstimmenden unter starker localbehördlicher Disciplin, und hat einmal die Obrigkeit die Fahne ausgesteckt, so geht ihr die ganze Gemeinde nach. Wer Winkelzüge macht, verdächtig wird oder Unfug treibt, der wird unter diesem oder jenem Vorwande zur Neutralität gepreßt, damit er der Ortschaft keine Schande mache. So lange die Vorkehrungen für die Wahl währen, wochenlang, ist die Gemeinde ganz bunt von Fahnen

und Maueranschlägen; auch die Frauen, auf deren „landestöchterliche“ Pflichten sich die Herren Candidaten oft genug und keineswegs ohne Erfolg berufen, nehmen in lebhafter, ja leidenschaftlicher Weise Theil am „Korteskodiren“, das heißt an der Wahlbewegung. Ist die Wahl vorbei, so verzieht sich die geschlagene Partei ruhig, während die siegreiche ihren Triumph lärmend feiert, nach dem großen Siegesmahl in nach und nach denn doch ernüchtertem Taumel heimfährt und höchstens noch mit einigen letzten Elzens die Ruhe der Schläfer belästigt.

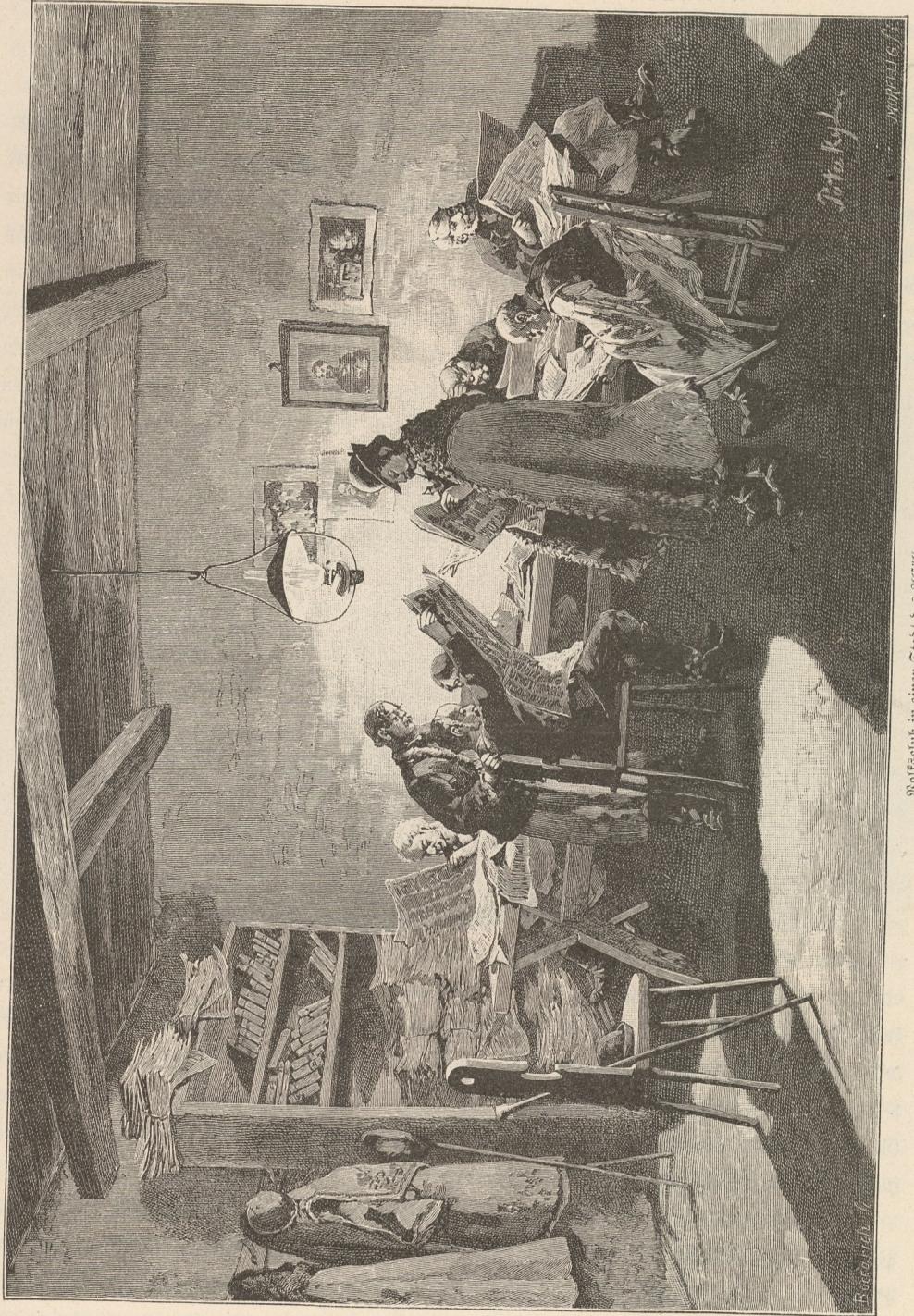
Tags darauf ist Alles ruhig. Nicht selten kommt es sogar vor, daß die beiden Gegenparteien, die in abgesonderten Columnen zur Wahl gezogen sind, nach der Wahl vermischt unter dem siegreichen Banner heimziehen, da ja der Gewählte jetzt nicht mehr eine Partei repräsentirt, sondern den ganzen Wahlbezirk.

Mag aber auch das Getöse der Wahlen sich legen, ihr Geist schläft doch nicht. Er wird wach gehalten, ja gestählt durch die „geselligen Clubs“; diese Institutionen, eingerichtet nach dem Muster der in jeder größeren oder kleineren Stadt seit Jahrzehnten, und besonders seit den Sechziger-Jahren bestehenden Herren-Casinos, dienen zwar dem Namen nach nur Culturzwecken, sind aber in Wahrheit entschieden politisch gefärbt. Ein solcher Club zum mindesten ist schon in jedem Orte vorhanden, in größeren Ortschaften gibt es deren sogar drei, ja zehn. Jeder hat seinen selbstgewählten Namen (der liberale, Achtundvierziger-, Unabhängigkeits-, nationalökonomische, industrielle, bürgerliche Club), der sich aber häufig in irgend einen Spitznamen verliert (der barfüßige, pusztasuchende, Ochsen-, Unschlittkerzen-Club), oder einfach den Namen der leitenden Persönlichkeit, ja selbst des Clubdieners annimmt. Jeder Club hat seinen auf verhältnißmäßig breiter Grundlage eingerichteten Beamtenkörper; dabei wird, da der Ungar, wie jeder Mensch, ein Freund der Titulaturen ist, darauf gesehen, daß dergleichen für möglichst viele Personen vorhanden sei und wer schon kein Cassierer, Verwalter, Rechnungsführer, Controlor oder Bibliothekar sein kann, wenigstens als „Auschuß“ glänzen möge. Bis zur Höhe der Präsidentschaft erheben sich nur wenige Augen, da man mit dieser Würde irgend eine vornehme Persönlichkeit zu bekleiden pflegt, deren Protection auch diesen und jenen Nutzen gewährt und die den Club wohl bei den ordentlichen Generalversammlungen besucht, ihn aber sonst nicht sonderlich belästigt.

Auch Poeten finden sich, welche die denkwürdigeren Ereignisse besingen, Kortesklieder verfassen und den plumperen oder auffässigeren Figuren des öffentlichen Dorflebens einen heilsamen Schrecken einjagen. Da auch an Rednern fehlt es nicht, darunter solchen, welche der Sprache und dem Gedanken meisterlich den Hals umzudrehen wissen, aber freilich auch anderen, deren ungequälte Beredsamkeit selbst im Parlamente mit Ehren bestehen könnte.

Doch nicht Jedermann kann, oder will auch nur, Mitglied des Clubs sein. „Altmagyaren“, die jede Neuerung über die Achsel ansehen und für jede Bewegung, die ja kein gutes Ende nehmen kann, nur argwöhnische Blicke haben, dann die „stolzen Bauern“, denen der Handwerker und der Kleingrundbesitzer, aber selbst der Poet und die Herren viel zu gering dünken, ferner die „frommen Seelen“, welche die Clubs als den Gegenfuß der Kirche betrachten und jeden Buchstaben, der nicht von Religion handelt, für dummes Zeug erklären, — solche Leute werfen wahrlich keine zwei bis drei Gulden hinaus, nur um das ganze Jahr hindurch Lüge und Pfeifendampf verschlucken zu können. Wozu auch? Sollte wirklich etwas in der Welt vorgehen, so wird schon die Frau die Nachricht vom Wochenmarkte nach Hause bringen. Was sollte deswegen ein alter Mann erst zur Schule gehen? Und was man von der Frau nicht erfährt, das erfährt man in der Trockenmühle. Dort spricht man wenigstens mit Leuten, an die man gewöhnt ist; auch braucht man sich nicht zwischen vier Wände einzuzwängen, wie ein Kranker, denn unter dem freundlichen Schirmdach der Mühle hat man zu Fünfen und Sechsen auf einer Bank Platz und sieht dabei auch noch die Vorübergehenden und außer ihnen noch des lieben Herrgotts Sonne bis zu ihrem Untergang, und die hat doch der Allerheiligste nicht zu dem Zwecke gegeben, damit man aus dem Fenster nach ihr ausgucke. Das sind die echten und rechten „Volksclubs“, die Trockenmühlen, in jedem „Zehent“ deren zwei oder drei, ja in der guten alten Zeit sogar noch mehr, bis endlich die „Herren“ ihnen aufbrachten, daß sie feuergefährliche Nester seien. Seitdem beginnen sie zu verschwinden; sie müssen sich hinaus verziehen auf den „Schafrain“ oder die Dampfmühlen fressen sie auf. Heute oder morgen verschwinden auch die Windmühlen, diese schlanken hageren Gebilde, welche gleich ebensoviele Forts die Allföld-Städte umgeben und ihre Segelarme gleichmäßig in der Luft und im Spiegel des Teiches freifen lassen.

Man sieht, daß, wenn der Volksclub und Leseverein, oder wie das Ding immer heißen mag, eine mit Statuten wohlverschanzte gesellschaftliche Institution ist, die Trockenmühle noch viel mehr als solche gelten muß, nur freilich als eine weitaus aristokratischere, denn da kann sich nicht jeder erste Beste um zwei oder drei Gulden einschreiben lassen; da versammelt sich nur ein altgewohnter Kreis von blutechten, stammwüchsigen Männern: der Mühlbauer selber (denn eine Trockenmühle hat nur Einer, der auch selber was darauf zu mahlen hat) und dann die alten Gevattern, mit denen man zusammen die Schule geschwänzt hat, und endlich die solide Nachbarschaft und Sippchaft. Vom Herrenstande nur diejenigen, die sich aus Hoffahrt auf die Bauern hinauspielen, denn auch solche gibt es genug. So manche „Restauration“ (Beamten-Erneuerung) nimmt unter dem Vordach der Trockenmühlen ihren Ausgang und so manche volkswirtschaftliche Angelegenheit wird dort entschieden.



Volksschule in einer Stadt des Ostens.

Und dann die Unmasse von Mitbürgern, auf gut magyarisch „Herren Gesippen“ (atyafi uram), die weder zwischen den vier Pfählen der Lesevereine, noch unter dem Schirmdach der Trockenmühlen sich zu „witzigen“ wünschen, das Volk der halben Stadt, wie es auf den Tanyas draußen verstreut wohnt! Auch ihnen hat der Genius des gesellschaftlichen Lebens einen Lichtstrahl zugewendet. Ihnen ist der Platz vor dem Stadthause vorbehalten, wo alle jene Momente des öffentlichen Lebens sich abspielen, die über die engen Grenzen der Lesevereine und Trockenmühlen hinausquellen. Wenn der sonntägliche Gottesdienst zu Ende ist, hebt die „zweite Predigt“ an, die der Gemeinderichter und in den Städten irgend ein Notar hält und die von den Herren Bauern mit größerer Aufmerksamkeit angehört und auch weit besser verstanden wird, als die soeben vernommenen strengen Mahnworte des Hochwürdigsten. Aus den tausend schwarzen Suba-Kragen lauschen tausend braune Köpfe und heften ihre Augen auf den Verkünder, dessen Worte tief in die Gedächtnisse eindringen; zürnendes oder fröhliches Gemurmel gibt die Meinung über das Gehörte kund, besonders über den letzten Punkt, der in der Regel an eine gewisse Bürgerpflicht zu mahnen pflegt, deren Nichterfüllung den Besuch des „Gerichtsvollziehers“ oder — wie man ihn an manchen Orten wohl nennt — des „Bemüßigers“ in Aussicht stellt.

Dann steigt der Notar von der amtlichen Tribüne (in größeren Ortschaften vom Balkon des Stadthauses) herab und das „vielköpfige Ungeheuer“ steckt die Pfeifen an, löst sich in Gruppen auf, beräth sich, tauscht Nachrichten und Gedanken aus, bis das Mittagläuten und die schuldige Rücksicht auf die „Frau“ es heimcommandiren.

Dieser Stadthausplatz ist die politische und gesellschaftliche Schule des ungarischen Volkes. Wie einst der Bürger Athens, so hat Jeder, der hier erscheint (und wer erschiene am Sonntag nicht?), „nichts Anderes zu thun, als nur Neuigkeiten zu erzählen und anzuhören.“

Die Parteikämpfe, wenn es welche gibt, gehen ebenda vor sich; in bewegten Zeiten erscheinen da die Redner, die Volksführer, um einander das Wort auf die Zunge zu legen oder in die Kehle hinabzuwürgen; die Reichstagscandidaten gehen hin, um anzufeuern, zu drohen, zu versprechen, um ihre ersten Vorbeeren in donnernden Elzens zu ernten, oder, wenn es ihrer Stimme an Reiz, ihrem Auftreten an Tact, ihrer Rede an Überzeugung fehlt, ihre Züchtigung zu empfangen von jener unbarmherzigen Geißel, als welche das Gelächter dieser Suba-tragenden Bauern auf ihr Haupt niederfaust, denn zu beurtheilen wissen sie das Alles gar wohl.

Vor dem Stadt- oder Gemeindehause (und auch anderwärts auf den öffentlichen Plätzen) stehen lange Bänke zur Bequemlichkeit des Publicums. Diese Bänke („Sessel für Barttrockner, für Spötter“) sind an Wochentagen mit Gemeindebeamten und bejahrteren Honoratioren besetzt. Auch dies ist wieder eine Art Club, eine Art Trockenmühle, wo die

alten Erinnerungen neu vermahlen werden, Anekdoten entstehen, Einfälle zu Tage blihen, die Kafeten gemüthlicher Neckereien aufknistern und der liebe Klatsch gepflegt wird. Seht wird es auch auf diesen Bänken schon einsamer, in der Väter Tagen jedoch sah es dorthierum aus, wie vor den Zelten der Patriarchen oder vor dem Thore des Priamus. Versetzen wir uns in diese Zeit zurück.

Im Beamtenstatus ist der Herr Richter das Haupt des ganzen Rathes (das sichtbare Haupt nämlich, denn das unsichtbare ist der Notär, der „Kleine Herrgott“); der Herr



Publication vom Balkon des Stadthauses zu Karczag.

Mitrichter („Gesefrichter“) entscheidet die Bagatellsachen mündlich; Der zweite Herr Richter verwaltet das öffentliche Eigenthum; der Herr „Weinrichter“ thut, was seinem Titel entspricht, denn seines Amtes ist die Überwachung des Ausschankes von Getränken, im Pachtwege, wie auch im häuslichen Vertriebe; um sie her sieht man die sechs bis zwölf Senatoren und neben diesen, aber nicht gar fern, steht der Repräsentantenkörper von sechzig bis hundert Bürgern. Der Stadthauptmann sorgt für die innere Ordnung, während der Commissär auf seinem flinken Köhlein und mit seinen ebenfogot berittenen „Lieutnants“ (in Szegedin, Kecskemet und den Comitaten berühmte, zuweilen sogar — berühmte Leute) hervorragende Figuranten in der Bethären-Romantik der Puszta sind, wo die Tata

Morgana ihren Zauberspuh treibt. Dies sind die Organe der communalen Verwaltung, Civil- und Criminaljustiz, ja Statutenschaffung, die das Publicum für eine gewisse Zeitdauer erwählt.

Die unteren Beamten werden durch die Obrigkeit (den Rath) zu ihrem Dienste entweder gemiethet oder beordert. Die „Waibel“, Haiducken, Wächter, meist ausgediente Soldaten und der ärmeren Classe entnommen, dienen für Sold. Der „Bürger“, der „Kleinrichter“, der „städtische Lieutenant“, die, auf ihren eigenen Pferden reitend, an die Schildknappen von einst erinnern, sind durch Gewandtheit empfohlene Sprossen wohlhabenderer Familien und dienen fast nur um die Ehre. Sie lassen sich rufen, ja selbst mit Brachialgewalt zum Dienste pressen, verstecken sich vor dem Zwang im Weingarten oder auf der Tanya, oder gar im Walde, aber sie lassen sich doch fangen, geben klein bei, bestellen sich die Uniform, satteln sich das Pferd, ziehen sich die flatternde Leinenhose an und dienen dann selbstbewußt ein oder zwei Jahre lang. Dabei erlernen sie die Kunst, Obrigkeit zu sein, denn mit der Zeit werden sie ja als die „Herren Richter“ zu fungiren haben.

Das lebendige Amtsblatt für die gesammte Verwaltung ist der „Austrommler“, der nicht nur über eine diesem Amte gewachsene Lunge, sondern auch über die erforderliche Autorität, ja selbst über ein gut Theil Findigkeit und Humor verfügen muß. Denn es ist gar keine so leichte Sache, was der Herr Notär heute aus einer Schrift verkündet hat, neuerdings auswendig herzusagen, und zwar ohne jede Entstellung und namentlich ohne stecken zu bleiben.

Die Zwischenreden und Randbemerkungen sind beim Straßenpublicum ebenso gang und gäbe, wie in den Parlamenten. Da muß er sofort ripostiren können, sonst wäre es besser, die Erde thäte sich unter ihm auf. Manchmal versteigt er sich bis zu Improvisationen, die ihm mit allgemeinem Beifall gelohnt werden. Zum Exempel: „Auf Verordnung des Rathes wird verordnet, daß die zugereisten Bettler sich vom Markte scheren sollen . . . (können doch selbst die einheimischen kaum mehr leben)“. Oder: „Der Feind ist in die Stadt eingerückt; wer ein Gewehr besitzt . . . (möge es gut verstecken, sonst geht's ihm schlimm)!“

Aber Alles ändert sich in dieser Welt der Vergänglichkeit. Richter und Senatoren verschlingt, begräbt die Laune des Volkes, Waibel und Lieutenante die Laune der Richter. Sie erscheinen auf der Höhe des öffentlichen Lebens und schwinden wieder hinab; nur eine Persönlichkeit gibt es, dem die Wogen der Veränderlichkeit sich harmlos zu Füßen schmiegen, und das ist der städtische Kutscher. Denn Richter und Senatoren sind jederzeit zu haben, so viel man ihrer nur mag, bei den Pferden aber, da braucht es einen „Mann“. Schon zwei Pferde wollen ihren Mann haben, wie nun erst vier, denn mit weniger können

doch die Herren einer halbwegs anständigen Stadt nicht herunterschicken. Und wie erst, wenn es fünf sein müssen, was freilich nur Sászberény oder Debreczin zukommt. Kein Wunder, daß die Welt solche Fünfgespänne, sammt dem Kutscher, sich besser merkt als die Herren Obrichter in ihrer Kutsche.

Und noch ein Erbamt aus der jüngstvergangenen Zeit gibt es, nachher aber wirklich nichts weiter. Das ist die städtische Hauswirthin. Denn nicht nur dem Pferde, auch dem Kochlöffel ist es schädlich, von Hand zu Hand zu wandern. Ja wohl; auch eine Hauswirthin hat die Stadt, und dazu eine Küche und Küchengeschirr, Feuerherde, Öfen und Gedecke. Den ohne Sold dienenden Stadtvätern kam nämlich außer der „Immunität“ noch ein



Auströmmeln.

kleines Benefiz zu, nach dem uralten Sage: „Wo einer gearbeitet hat, soll er essen“. Wenn demnach die Herren Richter urtheilten und verhandelten, so zerstreuten sie sich nach beendigter Sitzung, Jeglicher nach seinem Hause zum eigenen Tische; waren sie jedoch auswärts in Anspruch genommen, hatten sie Vieh zu zählen, Getreide auszuthemen, Wald roden zu lassen, Wiesen zuzumessen, Rohr zu versteigern, waren sie in „Deputation“ abwesend, so hatten sie keinerlei Diäten. Die Diäten erwarteten sie in Gestalt des Rauches, der sich aus dem Schornstein der Stadt emporringelte. Für Wein sorgte der Herr „Weinrichter“, Fleischwaaren und Gewürze lieferten die Läden und Fleischbänke der Stadt, welche sämmtlich dergestalt verpachtet waren, daß eine solche „Accommodation“ schon im Voraus eingerechnet war.

Auch König, Palatin und Obergespan hatten in ihrem Kalender so manchen Namenstag, der Rathsangehörigen gar nicht zu gedenken; zu diesen Zwecken lieferten

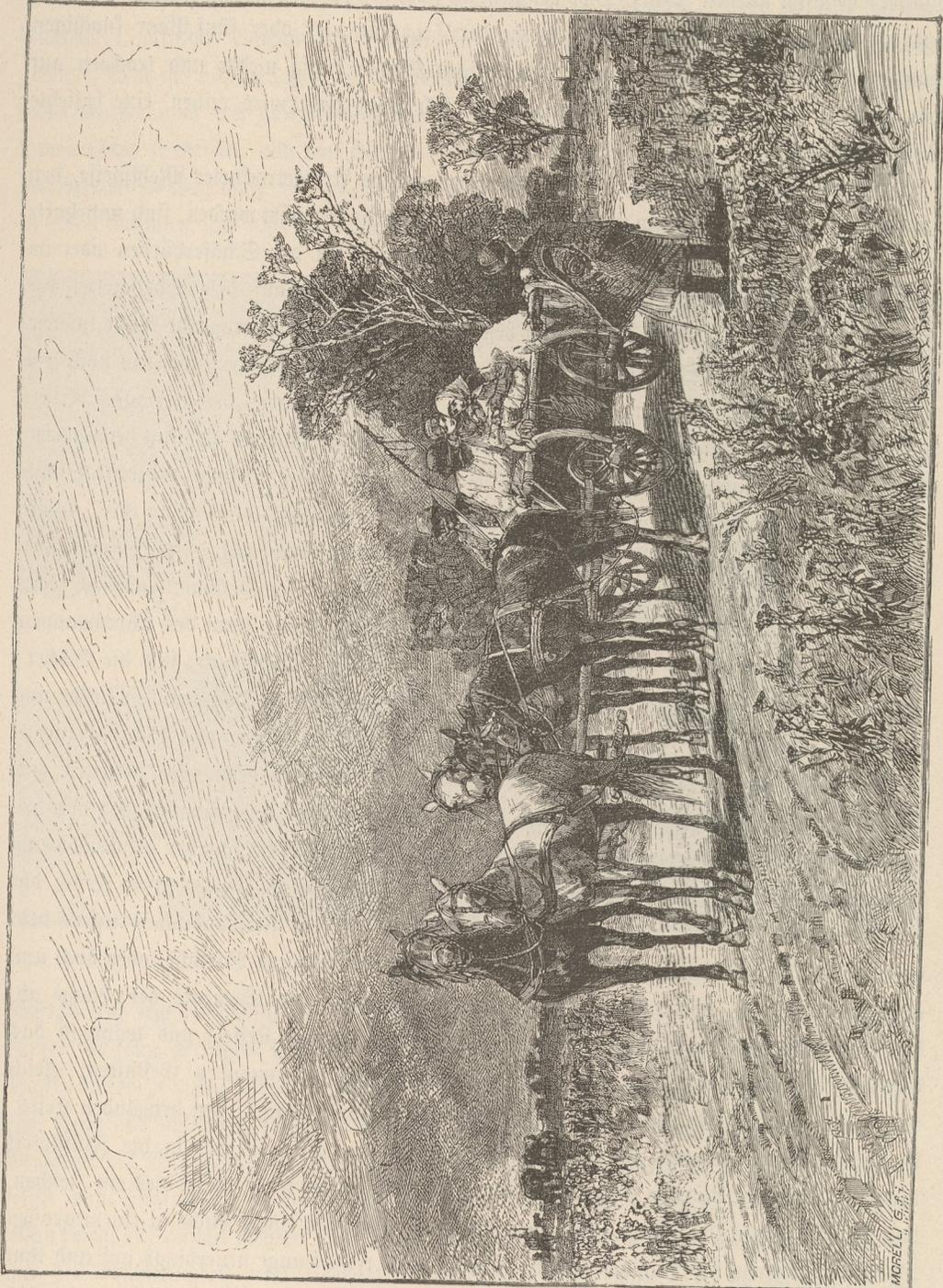
die Schäfer Pfand und Buße, denn die konnte man im Verbotenen erwischen wann man nur wollte. Auch die streitenden Parteien kamen nicht mit leeren Händen, was noch keine Corruption war; man hatte dafür zwar Mißbilligung, doch keine Rüge. Eine orientalische Rasse liebt es, ihren Vorgesetzten mit Geschenken zu nahen, ohne dafür etwas Anderes zu erwarten als wohlwollenden Empfang. Diese Neigung ist noch heute nicht abgelegt. Viele Richter haben noch jetzt alle Hände voll zu thun, um all den Vorrath an Mehl, Wein, Obst, der ihnen in den Hausflur hineingedeiht, abzuwehren, aber sie haben so viel Billigkeit, daß sie den „bona fide Bestecher“ nicht sogleich mit der Schärfe des Gesetzes treffen. „Wißt Ihr noch etwas beizubringen (nämlich noch eine Entschuldigung)?“ fragt ein Richter den Schafhirten, der gerauft hatte. „Jetzt kann ich nicht,“ versetzt der Schafhirt, „aber auf den Dömötör-Tag will ich dem gnädigen Herrn ein gutes, schlachtbares Stück aufziehen“. . . .

Bisweilen stellen sich höhere Gäste ein; diesen steht auf dem Stadthause eine besondere Amtswohnung zu Gebote und sie sind auch im Übrigen Gäste der Stadt. Der Oberstuhlrichter, der Bezirkshauptmann, die durchreisenden Officiere verleben da fröhliche Stunden bis in die halbe Nacht. Und kommt ein Student gezogen, oder ein Bettelmönch, oder gar ein „König aus dem Osten“ (bettelnder Türke), so verpflegt ihn die Stadt oder gibt ihm eine Wegzehrung, ja selbst, wenn die Pferde just Zeit haben, Vorspann bis zur nächsten Gemarkung.

Doch all das ist gewesen.

Und die magyarische Frau? Auch ihr fehlt es nicht an Zeitvertreib. In einem ungarischen Sprichwort findet sich die Richtung ihrer Unterhaltungen angegeben: „Leere Kammer, dumme Hausfrau“. Demgemäß verläßt sie, obgleich sie dieselbe Freiheit genießt wie ihr Gatte, selten und nur auf kurze Zeit das Haus, welches sie in Hinsicht auf die Verpflegung dergestalt ausrüsten muß, daß sie wohl monatelang aushalten könnte, ohne auf den Kaufmann, Markt oder die nachbarliche Gefälligkeit angewiesen zu sein.

Ihr Mehl, ihr Gemüse wird im Herbst, ihr Schmalz im Winter für das ganze Jahr eingelegt; ihre Fleischbank bildet theils das auf dem Boden geräucherte Fleisch, theils das im Hofe wimmelnde Geflügel, in solchen Mengen, daß selbst zahlreiche und bemittelte Familien den Fleischhauer das Jahr über kaum um ein paar Gulden „bereichern“. All dies veranstaltet die Hausfrau so in aller Stille, Tag für Tag, mit besonnener Voraussicht; das ist ihre beständige Unterhaltung, so daß sie einen Familienrath nur bei größeren und wichtigeren Anlässen zu der weiblichen Verwandtschaft oder Nachbarschaft einberuft. Eine solche größere Unterhaltung ist die Bereitung des „Tarhonya“ (eine Art „geriebene Gerstel“) aus Mehl, das durch seinen Klebergehalt sich zusammenballt und in das so viel Eier, als man nur irgend will, geschlagen werden können, nicht aber auch nur ein Tropfen



Stügelbaum in Geggien.

Wassers gemischt werden darf. Dies geschieht an sonnigen Frühlingstagen und da prasseln aus den Tachonya-Neutern, durch welche der Teig von vier oder fünf Paar knochigen Händen geknetet wird, die kleinen, schrotartigen Körner lustig nieder und trocknen auf den Tischen, die mit weißen Tüchern bedeckt, sich längs des Hofes reihen, eine beliebte Sommerspeise.

Mit ähnlicher Sorgfalt bereitet man eine andere Art getrockneter Mehlspeise, den „Lebbens“. Beide können in trockenem Zustande lange aufbewahrt werden, sind nahrhafte und leicht zuzubereitende Speisen, weshalb sie nicht nur bei den Schäferhürden oder im wöchentlichen Mundvorrath der Dienstboten, sondern selbst auf dem Speisezettel der Herren Ingenieure, die auf der Puszta beschäftigt sind, eine hervorragende Rolle spielen. Noch wichtiger ist das Seisefochen, welches eine richtige altungarische Hausfrau noch jetzt mit Sodasalz vollführt, denn es ist wohl wahr, daß dies eine zwei- bis dreitägige Arbeit bedeutet, dafür aber mag dann gleich der König selbst kommen und das Resultat bewundern. Weiß wie Batistkleinwand ist die Seife; hart wie Stein; sie schäumt vortrefflich und wegt sich doch nicht ab, und fett ist sie auch nicht; außerdem lohnt schon ihre „blaue Seife“ die Mühe, welche die mit reiner Soda gefochte gar nicht hat. Nicht einmal ihre Lauge wird weggegossen, denn auch sie ist Goldes werth beim Gespinnstwaschen. Auch bestrebt sich jede tüchtige Hausfrau, möglichst viel Seife zu haben, denn das Ehrenwappen des Hausherrn auf dem „Meisterbalken“ (Hauptbalken der Zimmerdecke) sind die Bücher, das der Hausfrau aber die Seife! Und dann wäscht eine tüchtige Hausfrau gar nicht mit heuriger Seife, da diese noch nicht trocken genug ist. Will man aber, daß auch vorjährige vorhanden sei, dann muß man die Grieben der geschlachteten Schweine beizeiten mit Asche überschütten, sonst wird Alles von der genäßhigen Dienerschaft gemauft. Da nun die gute Seife ein so wichtiger Artikel im Haushalte ist, kann es nicht Wunder nehmen, wenn ihr Kochen förmlich als Unterhaltung gilt, zu der sich, wie zu irgend einem Feste, die Vertrauten des Hauses versammeln, ja die Mädchen aus der Verwandtschaft eigens becommandirt werden, damit sie etwas lernen. Mit der peinlichsten Vorsicht, aber doch nur aufs Gerathewohl, Handvoll nach Handvoll, mißt man die Elemente der Lauge ab, das Sodasalz und den Kalk, und thut sie behutjam in den Kessel; und während das Gemengsel siedet, umstehen die sonst von Reinlichkeit schimmernden Gestalten, gleich Macbeth's Hexen, mit ihren abgetragenen Kleiderlappen behängt, den brisellenden Kessel, in der Hand die Feder zum Laugemessen, die sie von Zeit zu Zeit in die Flüssigkeit tauchen. Wenn die Lauge plötzlich die eingetauchte Feder verzehrt, so ist dies ein Zeichen, daß sie stark genug ist. Nun gönnt man auch der Flüssigkeit etwas Ruhe in einem großen Bottich, und wenn sie sich gesetzt hat, gießt man die reine Lauge neuerdings auf und thut das Fetzzeug hinein, das dann mit großen eisernen Löffeln langsam um und um gerührt

wird, bis dann schließlich die Seife sich von der Lauge scheidet. Dies ist der kritische Augenblick. Ist die Scheidung gelungen, so wird der Sieg mit einem kleinen Imbiß gefeiert. Will sie nicht gelingen, ist die menschliche Wissenschaft mit ihrem Latein zu Ende, dann wendet man sich an übernatürliche Kräfte, welche Zauberer heißen und zu der heilsamen Lehre verhelfen, daß kein Zauber so wirksam ist, wie eine gute Lauge, die wieder neu bereitet werden muß. Ist die Seife endlich fertig, so schöpft man sie heraus, gießt sie in einen Rahmen und läßt sie darin erstarren; dann nimmt man sie heraus, sägt sie in



Waschende Frauen auf dem Flusse im Winter.

Würfel und legt sie hübsch auf den „Meisterbalken“ hinauf. Die Seife beim Krämer zu kaufen ist keine geringere Schande, als das Brod auf dem „Platz“ zu kaufen oder beim Bäcker backen zu lassen. Denn in Ungarn nährt man sich mit hausbackenem Brode, und als eine Frau von schlechtem Rufe gilt diejenige, die sich nicht auf's Brodbacken versteht. Das Material des Brodes kommt nicht in Betracht, denn die gute Hausfrau „bäckt gutes Brod selbst aus Sägemehl“; übrigens ist das ganze Alföld fast ausschließlich Weizenbrod. Man pflegt auf einmal mehrere Laibe, vier bis sechs, und zwar recht ansehnliche, zu backen; aus der Geschicklichkeit beim Einschließen des Brodes pflegt man auf die Gesundheit der Frau und auf die Kraft ihres Armes zu schließen. Daß das viele Brod altbacken werde,

steht nicht zu befürchten. Der Hausstand ist groß, und würde es auch wirklich altbacken, nun, so dauert es um so länger.

Aber die ungarische Frau zeichnet sich nicht nur beim Seifekochen aus, sondern auch beim Waschen. „Reinlichkeit ist Gesundheit“, sagt sie und handelt tüchtig nach diesem Grundsatz. Ihr Bettzeug, ihr Tischtuch, die gesammte Wäsche der Familie ist „wie der Schnee“, obgleich das Linnen meistens gewöhnliche Hausleinwand ist. Feine Leinwand wird nur bei den Festtagskleidern benützt. Zum Waschen nimmt die ungarische Frau am liebsten Regen- und Flußwasser. Im Winter, wenn von Sammeln des Regenwassers gar keine Rede sein kann, nimmt man auch mit Brunnenwasser vorlieb; wo es aber Flußwasser gibt, hat dieses selbst beim stärksten Frostwetter den Vorzug. Der Vater oder sonst ein Mann aus der Familie haut ein Loch in das Eis des Flusses, das Frauenzimmervolk aber rafft alles „was unter den Schlägel gehört“, zusammen, nebst den Werkzeugen für diese Arbeit: der Waschbank nämlich und dem Schlägel. Man legt sich eine Handvoll Stroh unter die Füße, neben dem Eisloch, und geht an die „pritschlige“ Arbeit. Mitunter wandern mehrere, ja sogar viele auf das Eis hinaus und verüben ein so patzendes, flatschendes Geschlägel, daß die ganze Wassergegend davon wiederhallt. Je schärfer die Kälte, desto röther werden die Gesichter und Hände, aber einen Schnupfen, geschweige denn eine ärgere Erkältung kriegen diese Arbeiterinnen des Schlägels wohl nie. Und doch sind sie gar leicht bekleidet und selbst ihre leichten Röcklein sind noch rechts und links hoch aufgesteckt.

Das Lichtziehen ist in unseren Tagen des Petroleums nachgerade selten geworden; ehemals gehörte es auch zum Ehrenkranz der ungarischen Hausfrau. Die Käsebereitung dagegen wirft noch immer ein Namhaftes ab, besonders in der Tanya- (Gehöft-) Wirtschaft. Erwähnen wir schließlich noch die Zucht des verschiedenen Geflügels und die beständige Pflege des Hausgartens, nicht zu vergessen auch die häufige Tünchung („Weißelung“) des Wohnhauses, so haben wir Alles angeführt, was die „Unterhaltung“ der magyarischen Bäuerin bildet.

Die hier geschilderten Zerstreungen und Unterhaltungen des männlichen und weiblichen Geschlechtes sind aber nur Geringfügigkeiten im Vergleich zu den als Stelldichein für alle Lebensalter, Geschlechter, ja Volksklassen dienenden Märkten. Von den großen Provinzherrn angefangen, die in fünfspännigen Kutschen fernher gejagt kommen, und von den reichen Bauern, die mit ihren Kinderheerden die Ebenen beherrschen, bis hinab zum letzten Marktbettler, der an der Ausmündung einer Zeltgasse sein jämmerliches Lied winselt, trifft Alles, was da im Umkreise lebt, auf den Jahrmärkten von Debreczin, Kecskemét, Maria-Theresiopel, Szegedin, Gyula und des auch sprichwörtlich dafür bekannten Tur zusammen.



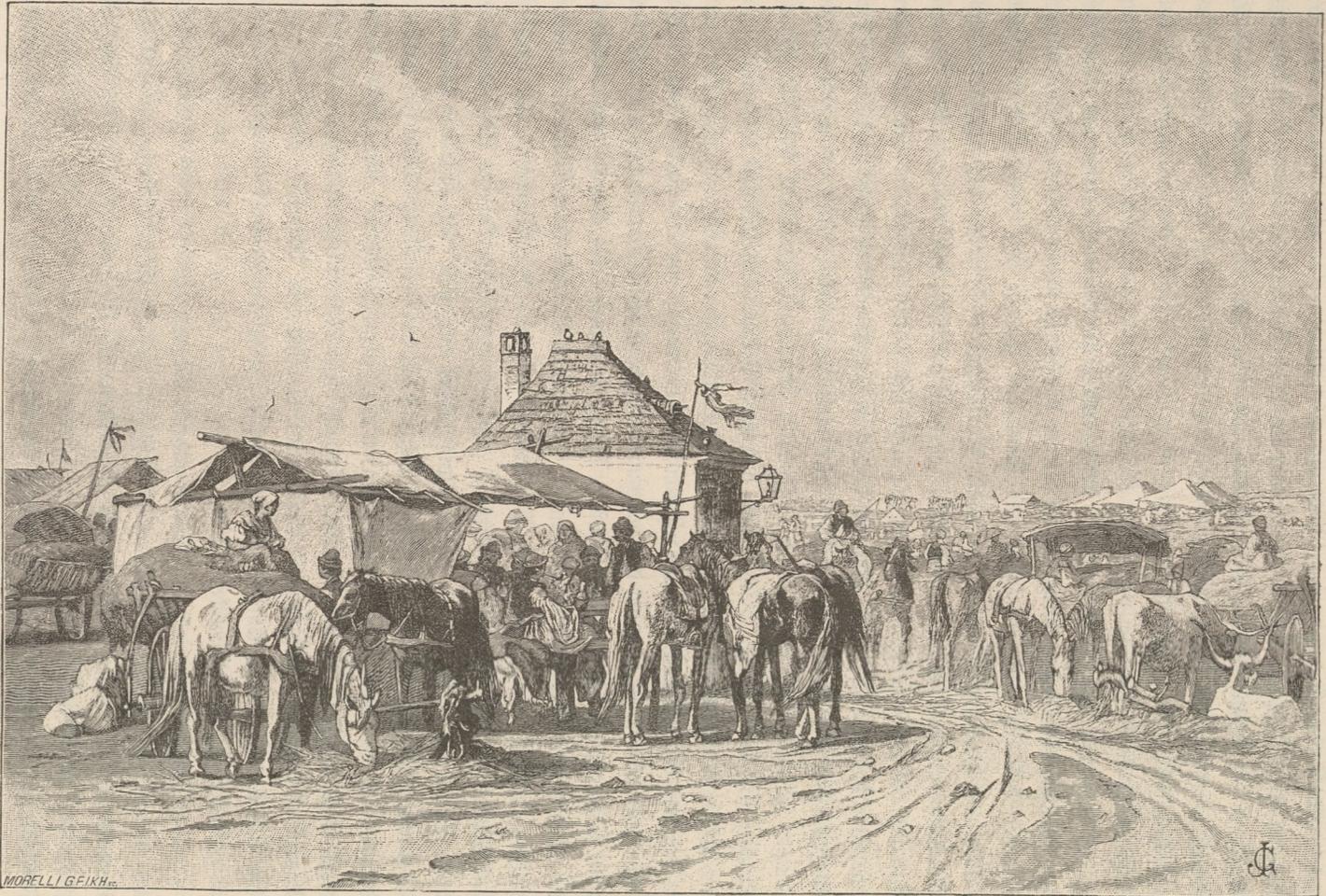
Kaffeeauschank auf dem Marktplatz in Szolnok.

Gewöhnlich fallen die Märkte auf Sonn- oder Feiertage. Der gute König Béla hat schon vor achthundert Jahren den Versuch gemacht, sie auf den Samstag zu verlegen, aber ohne Erfolg. Der Viehmarkt gibt sein Recht auf den Sonntag nicht auf, und an diesem heiligen Tage wimmeln auf den ungeheueren Marktplätzen, die kaum kleiner sind als der Stadtbezirk selbst, Rinder-, Pferde- und Schafsheerden in dichtem Gedränge. Das ist der Tag des vollen Beutels. Am nächsten Tage beginnt der Waarenmarkt („Markt zu Fuß“); eine günstige Gelegenheit für den armen Mann, sich einmal nach Herzenslust wichtig zu machen, denn so viel liebe Worte und freundliche Blicke werden ihm sonst das ganze Jahr nicht zu Theil, wie jetzt in einer Stunde von Seite der schlauen Jahrmarttschneider und geschmeidigen Kattunhändler. Nur die einzigen Kürschner überheben sich, denn ihre Waare geht auch ohne Schmeicheleien reißend ab. Und allenfalls noch die glücklichen Inhaber der Garfüchen („Bratenzelte“), denn lustige Musik, mit frischem Bratenduft gemischt, ist stärker als Menschenzungen. Da reden die Thatsachen, etwa wie Arany sie schildert:

„Wenn gleich des lust'gen Feuers Funken sprühen,
Tanzender Betyären Hände klatschend glühen,
Lustig gekleidet im Tanz sie drauß'n hupfen,
Keiner hat Angst vor Niesen oder Schnupfen,
Denn dieser Schlag, der kennt nur ein Erkälten,
Aber das eine muß dann ewig gelten.“

Ja, die haben den richtigen Punkt bereits getroffen und ihrer guten Laune macht höchstens der Rausch oder der Commissär ein Ende. Weit stiller und harmloser gestaltet sich das Marktleben um die „Kaffeetische“ her, deren jeder neben einem blechernen Kochherd steht, vollgeräumt mit Näpfen, die einen halben oder Viertelliter halten und in denen die Tischfrau ihren Kunden „frischen Kaffee“ ausgießt. Eine ganze Gruppe von Frauen und Mädchen umsteht den dampfenden Tisch und verzehrt ganz selig den dünnen Koffee, dessen Molkagehalt wohl nicht tadelloß ist, die Milch dagegen desto vortrefflicher, frisch gemolken, frisch aufgekocht, so daß eine Herrschaft sie nicht besser kriegen könnte. Unter den guten Marktleuten freilich kommen besonders die Tanya-Bewohner nur bei solchen Marktgelegenheiten in die Lage, sich dem Kaffeegenuß hingeben zu können. Der Eine und der Andere führt sich auch seine Portion so gründlich zu Gemüthe, daß er gleich zwei oder drei Näpfe voll hinter die Binde gießt. „Darum ist ja der Markt ein Markt, damit wir uns da güttlich thun.“

Der nüchterne Verkehr wimmelt noch immer dort in den Zeltgassen umher. Mann und Frau sind unzertrennlich; denn ein so unbeschränkter Herr der Gatte bei Kauf und Verkauf des Viehes ist, ebenso untergeordnet ist seine Rolle auf dem Waarenmarkt.



Zahmarkt.

Stiefel und Suba, Hut und „Blautuchenes“, Alles wählt und bestimmt ihm der Geschmack seiner Frau; die Frau erstreitet ihm diese Dinge unter vielem Feilschen, und thätig darf der brave Gatte erst auftreten, wenn der Handel abgeschlossen ist und der Krämer, untröstlich ob des schlechten Geschäftes, das er gemacht, ihm den herkömmlichen Handschlag gibt. „In Gesundheit mögt Ihr es tragen!“ Nun wäre eigentlich Alles eingekauft; doch dieses Lamm von einem Ehemann muß der zur Herrschaft gelangten Frau jetzt erst noch auf den Geschirrmarkt folgen, unter heimlichen Seufzern von wegen der argen Geldvertrödelung, dieweilen ja daheim die Geschirrbretter ohnehin schon brechen unter der Last der vielen Töpfe und Töpfchen. Um sie her drängt sich das bunte Treiben von Burschen- und Dirnenvolk, Marktgeschenke heischend und tauschend, neue Bekanntschaften, aus denen dann alte, sehr alte werden. Mit den gekauften Waaren lassen sich die Burschen, umherstolzirend, gern bewundern. Die jungen Leute haben den neuen sämisch-ledernen Suba-Pelz um den Hals hängen und den alten um die Schultern, und zwei Hüte auf dem Kopfe sitzen, einen über dem anderen, den neuen auf dem alten. Weniger kräftige „Bácsi's“ (Onkel) schwanken brummend heimwärts, vom Ehegespons getrieben, sintemalen der „Bácsi“ schon das vierte Päckchen Streichhölzer verbrennt, ohne seine Pfeife in Brand stecken zu können. Jener Ehrenwerthe aber mag immerhin drauf los seufzen; diese Einkäufe von irdenem Geschirr wollen gar kein Ende nehmen. Eine ganze Last von dem Zeug hat das verschmitzte Geschöpf schon zusammengerafft, offenbar, damit sie es nicht allein nach Hause zu schleppen brauche. „Na, Mutter, was ist's denn mit einem kleinen Kauftrunk (áldomás)?“ sagt er endlich mit einer Courage, die etwas muthlos ausfällt. — „Was? einen Kauftrunk?“ entgegnet das Weibchen, „sind Euch die fünf Kinder zu Hause nicht Kauftrunks genug?“ und räumt sich die sensengewohnten Arme mit ganzen Stößen von Pfannen und Näpfen voll. Und doch ist die Verweigerung des Kauftrunks in Ungarn förmlich ein Attentat auf die Verfassung. Denn ob man kauft oder verkauft, ob man geboren oder begraben wird, ohne „áldomás“ darf es von Rechts wegen nicht abgehen. Wie denn nicht? Ist doch diese Sitte ein tausendjähriges Erbe des Magyaren, von den Vorfahren überkommen, die ihm sein Vaterland eroberten, nicht ohne daß sie, laut der Chronik, auf dem Berge Tarczal „magnum fecerunt áldomás“, ein großes áldomás getrunken hätten.

Der Jahrmarkt ist staubig und ermüdend. Ein viel gemüthlicheres, halb religiöses, halb bürgerliches, halb sociales und halb Familienfest ist die Kirchweih, wo verwandte Elemente sich finden und fremde sich anfreunden. Die Kirchweihfeste der römischen und griechischen Katholiken, der Serben, Schokazen, die Kirchtage der deutschredenden Protestanten, sind so eingetheilt, daß der Vormittag der Andacht gehört, der Nachmittag der Freundschaft und Fröhlichkeit, mit gedecktem Tisch in jedem Hause, und Tanz und

Zechgelage in jedem Hofe, bei Geigenschall, denn der Zigeuner geht von Haus zu Haus. Zur Kirchweih werden keine Gäste geladen, aber jeder anständige Mensch, auch der Fremdling, der im Hause vor spricht, ist gern gesehen. Auch den Burschen aus der Fremde wischt man in Häusern, wo es Mädchen gibt, die Stühle ab und das zugereiste Mädchen wieder findet Reihen von Tänzern in den ortsansässigen Burschen, denn die Kirchweih ist zugleich Anlaß zur Mädchen- und Herdfeuerschau. Schlägereien der Bursche, wovon die Kirchweihfeste jenseits der Donau berühmt sind, kommen im Alföld selten vor. Jedes christliche Bekenntniß hat seine Kirchweih, nur der magyarische Calvinist hat keine, aber darum weiß er doch, was gut ist. Er besucht seine schokazischen, serbischen, deutschen Bekannten (ösmerös, gleich dem römischen hospes) auf ihren Kirchweihfesten und ladet sie seinerseits zur Weinlese oder zu den großen Kirchenfesten ein. Und wenn er mit ihnen in einer Gemeinde wohnt, macht er die Kirchweih ebenso gut mit, wie sein katholischer Nachbar. Sein Thor ist ebenso offen, sein Hof ebenso voll, sein Tisch gedeckt, sein Herz entgegenkommend. Warum sollte er sich nicht freuen, wenn sein Nebenmensch sich freut? Er wäre ja dann kein Ungar.

Als eine Art Kirchweih wird in manchen Alföldstädten auch der Jahreschlußtag der Schafzuchterei, St. Demetrius, angesehen. Er ist ein Kirchtag, aber nicht von religiösem Charakter, sondern ein reiner heiliger Bärenhäutertag zum Fröhlichsein. An diesem Tage werden die volkreichen Schafwochenmärkte abgehalten; an diesem Tage legt der Schäfer Rechnung und schwitzte seine unerreichbaren Kriffe vom ganzen Jahre heraus, die er hauptsächlich mit dem Hammelvertauschen und den gefallenem Häuten durchgeführt. Den Schaden hat er natürlich nie; des Herrn Gut muß unangetastet dastehen, das seinige aber noch mehr, das muß noch weit fetter sein. Es ist ein Schäfergeheimniß, daß, obwohl sie zusammen weiden, des Schäfers Schaf dennoch besser ist, als das des Herrn. Wenn die Verrechnung vorüber, versammelt sich die Wirthschaft zum Abendbrod (Demetermachen, Schafball). Der Schäfer zieht einem fetten einjährigen Lamm die Haut ab und kocht es nach richtiger Schäfermanier im Bográcskessel; dann setzt sich Alles um den Kessel her, der Schäfer auch, und da kein Weibsvolk anwesend, oder doch nur wenig, so bleibt auch der Krug nicht fern; er geht rechts herum, er geht links herum; ein Lied erschallt, die Zigeunerbande nimmt es auf, und wie die Saiten klingen, so geht der fußbodenstampfende, händeklatschende Männer-Verbetanz los. Gegen Mitternacht ermatattet das Bein, dagegen wird das Erz der Männerkehle laut, man spricht ein wenig von Verbász, und auch von Pákoz, lieben Orten aus der Nationalgardistenzeit. Entweder bei Pákoz oder bei Verbász ist jeder von ihnen gewesen. Und wenn ein Fremder so durch das Fenster auf diese Scene hereinblickt, kommt er plötzlich darüber ins Reine, waas es heißt: „Weinend erlustigt sich der Magyare“. —

Im Verlaufe dieses Aufsatzes haben wir wiederholt diesen oder jenen Zweig der Feldarbeit an irgend einen Namens- oder Feiertag geknüpft. Dies geschah, weil der Ungar die Zeit lieber nach diesen theilt und bestimmt, als nach Monaten und numerirten Tagen. Die ungarischen Jahrmärkte stehen mit Blasius, Josef, Medard, Johannes Enthauptung, Nikolaus und anderen Namen in Verbindung, desgleichen die Sämannsarbeit, Ernte-einfuhr und die Wetterprophezeiungen. Um aus der Unmasse nur Einzelnes — wenn auch zum Theil vermuthlich mit den Nachbarvölkern Gemeinsames — zu erwähnen, höre man das Folgende:

„Steht Vinzenz im Glanz, füllt sich der Keller ganz.“ „Wendet sich mit Nebel Paul, fällt der Mensch wie As so faul.“ „Wenn's um Lichtmess noch nicht fror, dann klaub' nur jedes Dingsda hervor“, was der Schäfer folgendermaßen variirt: „Um Lichtmess mögen lieber die Wölfe hereinheulen, als daß die Sonne zum Fenster hereinscheine.“ „Am Tage Susannens in aller Früh ruft die Lerche: pipi! pipi!“ „Mattheis bricht's Eis; find't er kein's, macht er eins,“ „Friert es in der Matthiasnacht, dann friert's vierzig Nächte, daß es kracht“ und „Regnet's am Medarditag, so regnet's darnach vierzig Tag.“ „Gregor schüttelt seinen Bart.“ „Benedict bringt die Wärme sackweise.“ Wer könnte die vielen Verdienste St. Georgs her zählen, und wer kennt nicht die Frostheiligen, sowie den Tag Urbani, der die Fröste schließt? Charfreitag werden die Kälber gezeichnet, am Tage St. Georgi wird das Vieh hinausgetrieben, der Dienstoffe gemiethet. Was in Hugo's Woche an Geflügel ausgebrütet worden, kommt um. Die Melonen kann man nach Hugo säen, am besten aber geschieht dies am hundertsten Tage des Jahres, von dem aus sie wieder in hundert Tagen zu reifen beginnen; wirklich reif werden sie aber erst zwischen den beiden Lorenz. Medard ist die Woche des Mähens; am Tage Gotthard sät man die Gurken, am Frohnleichnam den Winterrettig. An Peter und Paul kracht die Wurzel des Weizens; zwischen Heimsuchung und Elias bewegt sich der Schnitt. Zwischen zwei Frauentagen muß man die Eier für den Winter sammeln. In der Woche Elias kann man einführen, mit König Stefan treten (mit ihm nehmen auch die Störche Abschied). Am Maria Geburt wird die Kornsaat des guten Landwirths grün; der Weizen ist zwei Wochen vor und zwei Wochen nach St. Michaelstag am günstigsten zu säen. Übrigens lautet der Rath auch: „Die Herbstfrucht in den Staub, die Frühjahrsfrucht in den Roth“, das heißt Beides je eher, desto besser. „Märzenschnee schadet der Erde, selbst wenn man ihn in einem Sack darüber hinschleift“; hingegen nützt er den Mädchen, die ihr Gesicht damit waschen. „Schwarze Weihnachten, weiße Ostern.“ „Theresia hält Weinlese mit Wendelin, doch gährt ihr Wein nur auf Martini aus.“ Lukas und Demetrius rufen den Schäfer zur Abrechnung, wie denn auch vor Alters der Ungar seine Jahresrechnung mit dem Türken am Dömötörstag zu schließen pflegte. Auf Elisabeth kommt die ledige Rinderheerde heim,

auf Kathrein die wilde Roßherde. Für Lucia bleibt nichts übrig, als der Wind vom Luciatag, ferner allerlei kleiner Aberglaube und besonders der Luciastuhl, den man am Luciatage in Angriff nehmen und auf Weihnachten fertig machen muß, so zwar, daß auch an den zwischenliegenden Tagen daran wenigstens ein Schnitt mit dem Schnittmesser geschieht. (Daher das Sprichwort: „Es wird fertig, wie der Luciastuhl“, nämlich langsam.) Auf diesem Sessel sitzend kann dann in der Christnacht der Bursche wie das Mädchen den Zukünftigen oder die Zukünftige erblicken, und die Hexen dazu, daßs heißt, wer das besondere Auge oder die Witterung dazu hat.

Doch was schert uns Lucia sammt ihren Stürmen, wenn uns der Advent umgibt mit seinem trüben Himmel und seiner heiteren Ruhe, — wenn aus unserer warmen Stube und vollen Kammer wenigstens auf etliche Monate Sorge und Kummer völlig ausgeschlossen sind? Um acht Uhr Früh geht's ins Haus Gottes, ein frommes Lied zu singen, von da auf den Marktplatz oder zum Gemeindehaus, ein Wörtlein zu tauschen; Nachmittags ladet das lustige Funkenprühen der Schmiedewerkstätte, oder die mehrlige Haube des Trockenmüllers zu einem politischen Gedankenaustausch; gegen Abend wird das Vieh versorgt. Dies ist die Tagesordnung desselben Mannes, der vor vier Monaten in einem ganzen Wochenlauf keine vier Stunden in einem Zug geschlafen hat.

Abends entzündet sich das Lämpchen im „Großhaus“ und während von den Fingern des „weißen Volkes“ (der weiblichen Gesellschaft) der Faden rasch die Spindel hinanschnurrt, lesen die Männer mit lauter Stimme vor, aus volkstümlichen Zeitschriften, heiligen oder nationalen Geschichten, aus den Werken Petöfis und Vranys und aus alledem, was die Bibliothek des „Zirkels“ darbietet.

Ist's des Lesens genug, dann wird der Tisch gedeckt und frischer Schweinebraten („neues Fleisch“) aufgetragen, eigene Mast (der muß schon ein ganz armer Teufel sein, der nicht einmal ein Schwein gestochen hat); dazu süßer Maisfladen eigener Erzeugung; weißer Käse aus eigener Käseerei; saftiges Obst von eigener Pflanzung; ein prickelnder Wein von eigener Kelter. Aber das Alles nicht auf einmal. So verschwenderisch treibt man's nicht. Nur so hübsch langsam, abwechselnd.

Die Spinrocken stehen still, Messer und Gabel klirren aneinander, das Schulmädchen sagt den Tischsegen; Alles, was an den Tisch gehört, setzt sich hin, nebeneinander nach Rang und Alter. Den ganzen oberen Tischrand nimmt der Hausherr selbst ein; neben ihm sitzt niemand. Auch wäre gar kein Platz neben ihm, denn zu seiner Linken in der Ecke der Tischbank steht der runde Korb und darin liegt das Brot; reiner Weizen, bäuerisch gemahlen und zuweilen mit etwas Mais-Kraftermehl gemengt; ein Brot, wie es die Frauen keines anderen Volkes backen können, besonders acht oder zehn Stück auf einmal, vor Tagesanbruch. Nur die ungarischen Ehefrauen können das. Das ist eine gewaltige

Halbkugel, groß „wie das Rad des Schubkarrens“, rosig aufgesprungen, die Rinde glänzendschwarz, die Krume weich und schleifig. Der Mann nimmt seine Lammfellmütze ab, ehe er dieses Brot berührt, und macht mit dem Messer ein Kreuz darauf, ehe er es anschneidet.

Dieses Brot also liegt links vom Hausherrn am oberen Tischrand, zu seiner Rechten aber steht jener unsichtbare Jemand, an den soeben der Tischsegnen gerichtet worden. Der Ungar weiß ganz bestimmt, daß das so ist; darum läßt er keinen Menschen neben sich setzen, nicht rechts, noch links, und darum pflegt er zu sagen: „Wenn nur Gott mich nicht verläßt, und das Weizenbrot!“



Tischsegnen.